2,00 DM / Band 808
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das unheimliche Herz

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,80 / Spanien P 200



Das unheimliche Herz

John Sinclair Nr. 808

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 28.12.1993

Titelbild von Bolton

Sinclair Crew

Das unheimliche Herz

Sie war allein, ihre Angst wuchs immer mehr, aber Kiki Lafitte wusste gleichzeitig, dass sie es durchstehen musste. Die Vorhölle durchqueren, um die große Macht zu erringen. Ein Spruch nur, fürwahr, aber so hatte man es ihr gesagt. Sie hatte auch zugestimmt. Jetzt steckte sie inmitten der Vorhölle und wusste nicht, ob sie sich darüber freuen oder es bereuen sollte.

Gab es überhaupt einen allgemein gültigen Begriff für die Vorhölle?

Sicherlich nicht. Sie konnte immer anders aussehen. Jeder, der einmal in ihr steckte, empfand sie auch anders. In Kikis Fall war diese Vorhölle nichts anderes als ein Bretterverschlag, ein Verhau, eine Bude ohne Fenster, dafür mit Ritzen und Spalten in den Wänden, sodass durch diese Öffnungen Licht fallen konnte. Die Farbe des Lichts wurde von der Umgebung bestimmt, von dem Regenwald, dem Dschungel, dem Wasser der Kanäle, die in dieser Gegend, im Süden der USA, Bayous genannt wurden. Eine Welt für sich, die so gar nichts mit Gebieten wie Kalifornien oder der Ostküste zu tun hatte.

Hier war alles anders, die Menschen ebenfalls. Sie waren europäischer und gleichzeitig karibischer, denn die Kulturen verschmolzen miteinander.

Es war nicht direkt heiß im Verschlag. Dafür stickig. Die Luft stand. Manchmal kam sich Kiki vor, als würde immer neue Feuchtigkeit hineingeleitet, die sich auch auf ihren Körper legte, der nur sehr dünn bekleidet war.

Kiki trug sichtbar nur ein rotes Hängerkleid, das über den Knien endete. Ihre Füße steckten in dunklen, flachen Turnschuhen mit einer geriffelten Sohle.

Sie hatte sich gesetzt, die Beine angezogen, die Arme vor der Brust verschränkt und sie gleichzeitig noch auf die Knie gestützt. Die Innenwand stützte sie am Rücken ab, und aus ihren großen, dunklen Augen starrte sie ins Leere. Sie kam sich vor wie eine Wasserleiche, denn das hereinfallende Licht ließ ihre Haut grünlich erscheinen.

Kiki saß da und wartete.

Worauf, das wusste sie selbst nicht genau. Die anderen hatten ihr nichts gesagt. Sie hatten sie einfach geholt, mit tausend Dollar gelockt, für Kiki war das irre viel Geld. Davon konnte sie sich wieder Nachschub kaufen, denn sie war süchtig.

Nicht nach harten Drogen, noch nicht. Sie hielt sich an Gras, auch Marihuana genannt, doch sie war eigentlich immer sehr knapp bei Kasse. Tausend Dollar stellten für sie einen Traum dar, und man hatte ihr versprochen, sie nicht zu vergewaltigen oder zu töten. Sie sollte nur eine Testperson sein, mehr nicht.

Das Geld trug sie bei sich. Sie hatte die Scheine in ihren engen Slip geklemmt. Hin und wieder fühlte sie nach, ob sie noch dort waren, und jedes Mal hatte sie aufgeatmet, als sie das leise Knistern des Papiers hörte.

Es war da, und das war auch gut so.

Warten auf… ja, worauf eigentlich?

Das hatte ihr niemand gesagt.

Deshalb fürchtete sie sich auch. Das Alleinsein, die Stille in dieser Bretterbude, die miese Luft, die Feuchtigkeit, die alles durchnässte

und auch auf ihrem Gesicht den Film hinterlassen hatte.

Poch… poch …

Kiki erschrak. Sie war noch nicht zu stark mit sich selbst beschäftigt gewesen, um dieses fremde Geräusch nicht zu hören. Sofort überkam sie ein Schauer, denn getäuscht hatte sie sich nicht.

Poch… poch …

Sekunden nur waren nach dem ersten Klang vergangen, nun hörte sie ihn wieder.

Kiki fror ein. Sie saß noch starrer auf dem Boden, hatte den Nacken gespannt und den Kopf nach vorn gedrückt. Sie wusste nicht, woher dieses Geräusch gekommen war, aber es musste in ihrer unmittelbaren Nähe geschehen sein.

In der Hütte also.

Aber die war leer, bis auf sie.

Für tausend Dollar in die Vorhölle, so ähnlich hatte man es ihr erzählt. Bisher hatte sie von dieser Vorhölle noch nicht viel mitbekommen. Würde sich das jetzt ändern?

Kiki Lafitte nahm eine andere Haltung ein. Zwar blieb sie noch immer steif sitzen, nun aber schob sie die Beine nach vorn, als könnte sie so die Quelle des Geräusches besser erreichen. War es vor ihr erklungen?

Es fiel Kiki schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass sich jemand in ihrer Nähe befand.

Aufstehen und weglaufen. Das wäre eine Möglichkeit gewesen, doch sie wollte es nicht tun, denn dann hätte sie womöglich das Geld verloren. Die anderen hätten es ihr wieder abgenommen, und deshalb blieb sie sitzen, auch wenn sich ihre Furcht steigerte, obwohl sie noch nicht angegriffen wurde.

Niemand wollte etwas von ihr.

Und doch war die Bedrohung da.

Sie spürte sie genau. Sie lauerte, sie war in der Tiefe, sie war versteckt. Oder war sie die eigentliche Vorhölle? Gehörte dieses verfluchte Geräusch dazu?

Poch… poch …

Kiki schrak zusammen. Für einen Moment verzerrte sich ihr Gesicht zur Fratze. Es sah so aus, als wollte sie weinen oder schreien, aber sie riss sich zusammen und blieb sitzen.

Sie wäre gern aufgestanden und hätte sich bewegt, so schaffte sie es nur, den Kopf zu drehen, das reichte ihr völlig aus. Sie schaute an den Wänden entlang, wobei sie das Gefühl hatte, ihr Blick wäre geschärft worden. Erst jetzt fiel ihr das Getier auf, das auch über die Innenseiten der Bretter krabbelte. Zuvor hatte sie dafür keinen Blick gehabt. Davor fürchtete und ekelte sie sich nicht. Wer hier im Süden lebte, der hatte gelernt, damit umzugehen.

Da war nichts.
Da bewegte sich auch nichts.
Woher kam dann das Pochen?
Es blieb nur eine Möglichkeit, und die wollte Kiki kaum akzeptieren. Es musste unter dem Fußboden aufgeklungen sein. Dort genau befand sich das unheimliche Zentrum, dort war etwas, und so richtete sie ihre Augen auf die Mitte des Verhaus.
Sie entdeckte nichts.
Nur diese mit einem grünlichen Film überzogenen Bretter, die sich von der Farbe der Innenwände kaum abhoben.
Es war wieder still geworden.
Kiki Lafitte atmete auf. Sie machtesich noch immer Gedanken über dieses Geräusch, aber sie hoffte gleichzeitig, einer akustischen Täuschung erlegen zu sein und sich verhört zu haben. Das wäre natürlich ideal gewesen. Gleichzeitig aber wusste sie, dass sie sich etwas vormachte. Es stimmte einfach nicht. Sie hatte etwas gehört, und dieses Geräusch war auch nicht von außen gekommen.
Hier in der Hütte, der Vorhölle.
Es gab auch eine Tür. Nur fiel sie kaum auf. Von außen, das wusste Kiki, war sie durch ein Vorhängeschloss gesichert worden. Die Tür war nicht sehr stabil gebaut. Wenn sie gewollt hätte, dann hätte sie das Ding auch aufbrechen können, dies wiederum traute sie sich nicht. Obwohl sie allein in dieser Hütte hockte, konnte sie sich vorstellen, dass diese Vorhölle unter Kontrolle gehalten worden war.
Erst einmal abwarten.
Kiki war es auch gelungen, den Atem wieder unter Kontrolle zu bekommen. Nur mit dem Schweiß hatte sie Mühe. Nie hätte sie gedacht, dass ein Mensch so schwitzen konnte. Dabei war sie ein Mensch, der mit diesem Klima aufgewachsen war.
Komisch – was man doch alles so durchmachen konnte und musste, bis gewisse Dinge wieder zurechtgerückt waren.
Sie wartete also ab. Eine Uhr trug sie nicht. Deshalb wusste sie auch nicht, wie viel Zeit seit dem letzten Klopfen vergangen war.
Stunden oder Minuten?
Da konnte alles stimmen, es war ihr auch egal, sie wollte nur abwarten unddarauf hoffen, dass jemand kam und sie aus diesem Verlies herausholte.
Kiki stellte sich vor, dass plötzlich die Tür aufging und ein toller Mann vor ihr stand, der ihr zunickte, dabei noch lächelte und ihr strahlend erklärte, dass sie die Prüfung endlich bestanden hatte und sich nun nicht mehr zu fürchten brauchte.
Das wäre wunderbar gewesen, so herrlich, so fantastisch…
Stattdessen hörte sie das Pochen erneut!
Diesmal schrak Kiki heftig zusammen. Nie zuvor war es so laut

gewesen wie jetzt. Ihre Augen öffneten sich noch weiter. Sie hielt den Kopf leicht gesenkt. Ihr Blick fraß sich genau an der Stelle fest, an der das Klopfen aufgeklungen war.

Und jetzt wieder. *Poch… poch …*

Diesmal noch dumpfer und aggressiver. Viel viel böser, und dann sah sie etwas, das sie erschreckte.

Genau dort, wo das Pochen aufgeklungen war, hatten sich die Bodenbretter bewegt!

***

In meinen Ohren klang noch immer das Kratzen der Zweige nach, denn mit diesen Geräuschen waren die langen Arme des Buschwerks über die Kabine des Bootes gestrichen, ohne das Wasserfahrzeug daran hindern zu können, in den schmalen Kanal hineinzufahren, der schon nach wenigen Yards flacher wurde und sein Ende fand, so dass wir mit dem Kiel über den weichen Grund schrammten.

Das alles lag eine Stunde zurück, und ich hielt mich inzwischen an Deck auf, wo ich an einer Zigarre rauchte, um diegrässlichen Insekten zu vertreiben, die mich umschwirrten.

Es war vergebene Liebesmühe. Sie ließen sich nicht verscheuchen, und ich schleuderte die Zigarre halb aufgeraucht irgendwann ins Wasser, wo sie zischend verlöschte.

Unter Deck hörte ich zwei Männerstimmen.

Eine gehörte Suko, die andere einem Mann namens Bob Crane, einem Schwarzen, einem Kollegen, wenn wir so wollten, und einem Mann, der sich in den Bayous besser auskannte als wir, obwohl wir nicht zum ersten Mal hier in der Nähe zu tun hatten, da brauchte ich nur an die große Voodoo-Sache zu denken, die mich damals nach New Orleans geführt hatte und zu einem meiner härtesten Fälle geworden war.

In diesem Fall ging es nicht um Voodoo, glaubte ich zumindest.

Ich wollte auch vorläufig nichts mehr damit zu tun haben, denn es lag noch nicht sehr lange zurück, dass ich mich auf der Insel Haiti herumgetrieben hatte, um die Bestie Roberta zu stoppen.

Es war nicht Tag, es war nicht Nacht.

Eigentlich hatten wir ja Tag, das aber spielte in unserem Versteck überhaupt keine Rolle. Es lag mitten im Dschungel, in den Bayous und war so etwas wie eine Ausgangsbasis für uns.

Tja, worum ging es?

Ich wusste es selbst nicht genau, aber manchmal schlägt das Schicksal Kapriolen, denen wir einfach folgen mussten, weil wir hofften, an ein Ziel zu gelangen.

Eigentlich ging es um meinen Vorfahren Henry St. Clair, eine geschichtliche Person, die noch vor Kolumbus Amerika entdeckt hatte.

St. Clair war ein schottischer Prinz gewesen, aber auch ein Templer.

Meine Eltern und ich waren in eine Falle gelockt worden, denn es hatte jemand gegeben, der mit den Nachfolgern dieses Henry St.

Clair hatte abrechnen wollen. Nicht nur das, man hatte uns töten wollen, aber das war dem Lord und Lady Lyell nicht gelungen. Zudem wollten wir nicht für Taten büßen, die angeblich unser Vorfahr begangen haben sollte. Bewiesen war nicht viel. Es stand eigentlich nur fest, dass St. Clair nicht nur mit zahlreichen Getreuen in Richtung Westen gefahren war, sondern auch mit einem Teil des Templerschatzes, denn er war ein Templer gewesen, sogar ein mächtiger Tempelritter.

Nun, einmal Blut geleckt, hatten mein Vater und ich nichts unversucht gelassen, um die Spur unseres Ahnherrn aufzunehmen. Wir mussten nicht in England oder Schottland suchen, sondern in den Staaten, und unsere intensiven Nachforschungen hatten ergeben, dass es hier in den Staaten tatsächlich noch Spuren gab.

Wir waren auf eine uralte Legende gestoßen, in der es geheißen hatte, dass dieser St. Clair schließlich die Seiten gewechselt und sich, geblendet durch den Schatz, dem Bösen verschrieben hatte. Er war dabei nicht allein gewesen, hatte Helfer gehabt, und diese Sekte oder Gruppe war noch immer aktiv.

Oder wieder aktiv, denn durch die Ereignisse zur 500-Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas waren auch andere Dinge ans Tageslicht geholt worden. Man hatte sich mit der Umgebung eines Kolumbus beschäftigt, man war übereingekommen, dass er nicht allein stand, und es gab inzwischen zahlreiche Historiker, die der Meinung waren, dass nicht Kolumbus Amerika als Erster entdeckt hatte.

Ein gewisser Henry St. Clair hatte das ungefähr einhundert Jahre früher geschafft.

Natürlich war er tot.

Oder?

Und gerade diese kurze Frage hatte uns misstrauisch werden lassen. Verdanken konnte ich es meinem Freund Abe Douglas, dem G-Man aus New York. Er hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um eine Spur zu finden, und er hatte sie auch gefunden. Es sollte im Süden der Staaten eine Gruppe Menschen geben, die sich einen gewissen Henry St. Clair als Vorbild genommen hatten. Eine sehr mächtige Gruppe sogar, die gerade in der letzten Zeit Aufsehen erregt hatte, denn mochte St. Clair auch tot sein, angeblich hatte etwas von ihm überlebt.

Sein Herz!

Ob das stimmte, wussten wir nicht. Wir wollten jedoch auf Nummer Sicher gehen und waren deshalb in den Süden der USA geflogen, um die Spur aufzunehmen.

Dabei sollte uns Bob Crane helfen.

Bob arbeitete für die Polizei. Zu welcher Truppe er genau gehörte, hatte er uns nicht gesagt, das blieb geheim. Durch Abe Douglas wusste ich, dass wir uns auf ihn verlassen konnten. Ob er an unseren Job glaubte, wussten wir nicht, er hatte sich jedenfalls der Stimme enthalten, wenn wir darauf zu sprechen kamen.

Alle Angaben waren ziemlich vage. Diese Gruppe, die einen gewissen Henry St. Clair als ihren Herrn und Meister ansah, hielt sich zudem bedeckt. Es ging allerdings das Gerücht herum, dass sie sehr einflussreich war, denn ihre Macht reichte bis hinein in die höchsten Kreise von New Orleans, und somanch reiche Gesellschaft, die mit ihrer Zeit nichts mehr anzufangen wusste, erging sich in Spielereien, die oft tödlich für Menschen enden konnten.

Wir wollten das Herz!

Angeblich sollte es noch existieren, und zwar an einem gewissen Ort. Man hatte es vergraben, ein Friedhof hatte es aufgenommen, der mitten in den Bayous lag.

Den wiederum kannte Bob Crane, wobei er uns zu verstehen gegeben hatte, dass wir nicht enttäuscht sein durften, wenn wir keinen normalen Friedhof sahen.

Hier war eben alles anders.

Wir hofften darauf, den Ort zu finden, wo das alte Herz, das angeblich noch schlagen und leben sollte, vergraben lag, aber ob das stimmte, stand in den Sternen.

Noch war Tag, auch wenn es nicht so aussah. Ein Vorhang aus dichtem Wald umgab unser Boot. Wenn ich in die Höhe schaute, hätte ich eigentlich die Sonne sehen müssen, aber sie war kaum zu erkennen. Stattdessen schwebte über mir das grüne Blätterwerk der Bäume, Schlingpflanzen und Blüten, so dass Sonnenlicht nur gefiltert auf unser Boot und auch auf das grünbraune Wasser fiel und dort einige helle Flecken malte, die sich hin und wieder zuckend bewegten, wenn eine leichte Brise das Wasser kräuselte.

Suko verließ seinen Platz unter Deck und kam zu mir. Er blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Hier oben ist es auch kaum besser«, sagte er.

»Wie meinst du?«

»Die Luft.«

Ich grinste nur schief, beobachtete, wie sich mein Freund auf einen mit Stoff bespannten Klappstuhl niederließ und die Beine ausstreckte. Dann wischte er mit seinem durchtränkten Taschentuchüber das Gesicht und sagte, bevor er es wieder einsteckte: »Und das alles nur wegen deines komischen Ahnherrn.«

»Tja, ich bin eben was Besonderes.«

»Gib nicht so an.«

»Stimmt doch.«

Suko winkte ab. »Kaum, Alter, aber was tut man nicht alles für

seinen Freund? Begleitet ihn sogar in diese verdammte Hölle, wo die Welt ganz anders ist.«

»Auch nicht besser als in London.«

»Nur wärmer.«

»Das stimmt.«

Suko faltete die Hände und schaute sich um. Es war relativ still.

Aus dem Regenwald drangen nur wenige Geräusche, die meisten Laute, die wir hörten, entstanden im Wasser, denn dort hüpften oft genug dicke Frösche oder auch Fische aus der Flut, um einen Moment später wieder einzutauchen.

Alligatoren, die es hier auch gab, hatten wir noch nicht zu Gesicht bekommen. Sie hielten sich versteckt, oft in Uferregionen oder auf kleinen Sandinseln, die hin und wieder aus den Fluten hervorschauten. Beiden rann uns der Schweiß über die Gesichter, die Kleidung klebte am Körper, und als der Kaffeeduft meine Nase umwehte, schaute ich Suko etwas erstaunt an.

Mein Freund grinste. »Das ist Bob. Er hat es sich nicht nehmen lassen, Kaffee zu kochen.«

»Bei der Hitze?«

Suko hob die Schultern. »Was willst du machen? Kaffee ist dann am besten, wie er sagt. Da er hier aus der Gegend stammt, muss er es ja genau wissen, denke ich mal.«

Wir hörten Schritte. Bob Crane tauchte auf. Er war überdurchschnittlich groß, trainiert bis in den letzten Muskel, und er konnte sich auch bewegen wie jemand, der jeden Tag trainierte. Er war so etwas wie ein Action-Mann.

Neben uns blieb er stehen. Die Kanne hatte er mitgebracht, Kaffeebecher ebenfalls, die er auf einer kleinen Bank aufbaute. »Auch wenn es euch den letzten Tropfen Schweiß aus den Poren treibt, Leute, Kaffee ist bei diesem Wetter am besten.«

»Meinst du?«, sagte ich.

»Ja, das stimmt. Und mein Kaffee weckt Tote auf.« Er holte sich einen Stuhl und ließ sich nieder. Crane trug ein rotes Shirt und eine dunkle Hose. Im Gurt hatte er einen Smith & Wesson-Revolver stecken, und unter Deck lagen noch zwei Maschinenpistolen für alle Fälle.

Bobs Haar war sehr kurz geschnitten. Wie eine dunkle Matte lag es auf dem Kopf. Seine Augen funkelten hell, er machte den Eindruck eines Mannes, der zudem immer auf dem Sprung war, um sich blitzschnell auf eine neue Situation einstellen zu können.

Im Prinzip jagte er Rauschgiftdealer, aber er wurde auch mal hin und wieder für Sonderaufgaben abgestellt, wie eben in unserem Fall, und da sollte er der richtige Mann sein. Bob Crane war jemand, der sich in der Gegend auskannte und der auch auf die Menschen einging, die

hier lebten.

Drei große Tassen hatte er mit hochgebracht. Nahezu genussvoll ließ er die braune Brühe hineinlaufen und amüsierte sich über uns, als wir ihm zuschauten.

»Ihr seid noch skeptisch, wie?«

»Ist der nicht zu stark?«, fragte Suko.

»Wie die Hölle. Er hat sich eben angepasst. Wir stecken doch auch in einer Grünen Hölle.«

»Stimmt.«

Ich nahm als Erster die Tasse, probierte und zuckte zusammen.

Himmel, der war nicht nur heiß, sondern auch mörderisch stark.

Entsprechend vorsichtig schlürfte ich ihn und wunderte mich, dass ich noch mehr schwitzen konnte.

»Wenn man das Klima nicht gewöhnt ist, dann ist es schon schlecht«, sagte unser Freund.

»Da hast du Recht.«

»Aber wir müssen in den Dschungel. Der alte Friedhof ist nicht einfach zu erreichen.«

Suko hob den Kopf. »Warum denn nicht?«

»Wie meinst du das?«

Ich schlug nach einigen Mücken und hörte den beiden nur zu.

»Klar, Bob, ein Friedhof wird normalerweise angelegt, damit er auch von Menschen besucht werden kann. Dieser aber liegt so versteckt, dass es schon einem Abenteuer gleichkommt, an ihn heranzukommen. Warum ist das so?«

»Weiß ich nicht genau.«

»Was nimmst du denn an?«

Bob Crane hob die Schultern. »Es ist ein geheimnisvoller Ort, davon müssen wir ausgehen. Was dort alles begraben liegt, scheut das Licht der Öffentlichkeit. Denken wir nur an das Herz…«

Ich mischte mich ein und hob dabei auch den Arm. »Augenblick mal, das ist nicht sicher.«

»Okay, aber es wäre ein toller Platz, denn dieser Friedhof wird von einigen Leuten als unheiliger Boden bezeichnet. Dort ist der Teufel los. Dort…«

»Voodoo?«, fragte ich.

»Nicht unbedingt. Zumindest Schwarze Magie. Es sind Beschwörungen durchgeführt worden, und das nicht erst seit heute, sondern schon in den Jahren zuvor. Das haben wir herausgefunden, denn uns war der Ort immer suspekt. Nur haben wir nicht eingreifen können, denn strafbare Handlungen lagen nicht vor. Vielleicht hat man sie auch von oberster Stelle abgeblockt. Wer weiß, wer da noch alles mitmischte.«

»Du warst aber noch nie da?«, fragte ich.

»Nein, das habe ich mir erspart.«
»Warum?«
Crane hob die Schultern. Er hielt die Tasse mit beiden Händen fest.
»Kann ich euch nicht genau sagen, Leute. Ich gehöre eben zu den Menschen, denen man erst einen Auftrag geben muss. Von allein komme ich nicht auf die Idee.« Er räusperte sich. »Hier ist normalerweise die Hölle los. Wir denken an die verdammten Dealer, die den Stoff verkaufen. Da muss so einiges andere zurückstehen.« Er trank wieder einen Schluck. »Zudem fehlen uns die Beweise. Auch jetzt haben wir sie nicht, da können wir uns drehen, wie wir wollen.«
Ich lächelte ihn schmal an. »Aber wir werden trotzdem hinfahren, denke ich.«
»Natürlich.«
»Wann?«
Er schaute auf die Uhr. »Mit einer guten halben Stunde Fußmarsch müssen wir schon rechnen, weil wir den unbequemeren Weg gewählt haben. Wir hätten auch die Straße nehmen können, das aber wäre ohne Sinn gewesen. Falls sich gewisse Leute an diesem Ort treffen, halten sie ihn auch unter ihrer Beobachtung.«
Daran gab es nichts zu rütteln, und wir stimmten ihm durch unser Nicken zu.
»Noch Kaffee?«
Ich winkte ab, Suko ebenfalls, doch unser Freund schenkte sich noch einmal ein. Er lächelte breit. »Dieses Getränk weckt Tote auf. Ich halte mich damit in Form. Da habe ich schon Nächte durchwacht. Glaubt es mir.« Er schaute sich um und verengte dabei die Augen. »Ich denke, wir haben es gut gemacht, diesen Weg gewählt zu haben. Wer immer den Friedhof besuchen will, er macht es sich leichter.«
Wir enthielten uns eines Kommentars, aber wir schauten beide auf die Uhr, und Crane verstand das Zeichen. »Keine Sorge Freunde, wir werden bald losmarschieren.« Er schaute auf unsere Füße, »doch ein Spaziergang wird es nicht.«
»Ich liebe Dschungel«, murmelte ich und wurde im selben Moment zum ›Mörder‹, denn ich schlug zwei Mücken tot.
Suko grinste nur.
Mir verging es. Ich rechnete damit, dass auf uns noch manch böse Überraschung wartete…

***

Kiki Lafitte wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Sie schätzte, dass höchstens drei Minuten vergangen waren, und es war nichts geschehen. Die Stille in dem Verschlag empfand sie als schlimmer.
Beinahe sehnte sie sich danach, das Klopfen zu hören, und sie starrte die Bodenbretter an, um dort etwas zu entdecken.

Da war nichts.
Sie lagen in einer nahezu beunruhigenden Stille vor ihr. Dicht an dicht, so bildeten sie eine Einheit. Kiki konnte sich auch nicht vorstellen, dass sich darunter etwas befand. Sie kriegte ihre eigenen Gedanken nicht in die richtige Reihenfolge, denn sie wollte nicht akzeptieren, dass sie im Endeffekt nicht allein war. Hier lauerte etwas, das sich nicht zeigte, das versteckt war, das im Boden und unter den Brettern seinen Platz gefunden hatte und irgendwann einmal zum Vorschein kommen würde.
Was würde dann geschehen? Würden sich die Bretter heben?
Würde eine knochige Totenklaue erscheinen oder eine Hand, an der noch Fleischfetzen hingen?
Sie rechnete mit allem, auch mit einer lebenden Leiche, denn über Voodoo hatte sie so einiges gehört, und Kiki zählte auch zu den Menschen, die daran glaubten.
Voodoo, das war schon die Vorhölle, oder war es die Hölle? Ja, es musste die Hölle sein, wenn die Toten plötzlich zum Leben erwachten und aus den Gräbern kletterten.
Trotz der brütenden Hitze flog ein Schauer über ihr Gesicht und auch über ihren Rücken, als sie daran dachte. Sie hielt die Augen für einen Moment geschlossen und wünschte sich weit weg. Schon als Kind hatte sie dies immer getan. Oft genug war sie in schwierige Situationen hineingeschlittert, und sie hatte gelernt abzuschalten. Sie hatte die Lage nicht mehr akzeptieren wollen, sie war davon ausgegangen, dass sie sich dank ihrer Fantasie in eine andere Welt retten konnte, und das war ihr eigentlich immer gut gelungen.
So auch jetzt.
Nur nicht die Augen öffnen und mit der Realität konfrontiert werden. Immer nur an die schönen Dinge des Lebens denken, sich einfach treiben lassen und…
Poch…
Da war es wieder, und Kiki wurde brutal aus ihren herrlichen Fantasien herausgerissen. Sie schrak zusammen, der kalte Schauer blieb, er fraß sich fest, die Furcht war wie eine Klammer, die auch ihr Herz umgab, und sie konnte kaum noch atmen.
Sie öffnete die Augen.
Das normale Bild kam ihr vor wie eine fremde Welt. Nur allmählich verschwanden die Szenen aus ihrer Fantasie, sie lösten sich auf und schmolzen einfach weg.
Die Vorhölle war wieder da.
Aber nicht das Geräusch.
Und doch hatte sie es gehört!
Allmählich spürte sie, wie sich ihr Magen zusammenzog. Sie wusste nicht weiter. Und sie wusste auch, wie die folgenden Reaktionen

ausfallen würden. Schauer würden sie durchrieseln, Schauer der Angst.

Es passierte.

Kiki Lafitte fing an zu zittern. Die Zähne schlugen zusammen, sie hörte das Klappern, als wäre sie ein Skelett, und vor ihren Augen tanzten Schatten, die mal schwarz und dann wieder dunkelrot waren, als hätte man die schwarzen mit frischer Blutfarbe überpinselt.

Sie stöhnte auf.

Kiki saß noch immer da. Bis vor wenigen Minuten hatte ihr das nichts ausgemacht, jetzt aber spürte sie den Druck der Bohlen und die harte Wand in ihrem Rücken. Da war alles normal geblieben und doch wieder anders verlaufen. Sie konnte sich selbst nicht einordnen, sie war von der Rolle, und sie hätte am liebsten die Scheine genommen und sie den Männern zurückgegeben.

Doch die waren verschwunden, hatten sie allein in dieser Vorhölle gelassen, ohne eine Chance, sich daraus befreien zu können. Wenn sie versuchte, sich gegen die Wände zu werfen, um diese aufzubrechen, würden sie es hören, denn sie konnte sich vorstellen, dass sie in der Nähe blieben und die Hütte beobachteten.

Kiki Lafitte konnte nicht mehr aufdem harten Boden sitzen bleiben. Sie musste etwas tun, aufstehen, vielleicht eine kleine Wanderung unternehmen, um sich auf gewisse Dinge einzustellen. Möglicherweise konnte sie auch durch dieses Gehen ihren eigenen Frust besiegen.

Schwungvoll kam sie hoch und stellte sich hin.

Zu schnell, denn der leichte Schwindel war nicht zu unterdrücken.

Er hielt sie gepackt. Sie musste sich abstützen und warten, bis er vorbei war.

Endlich ging es ihr besser. Zumindest körperlich, und sie atmete einige Male tief durch. Leider war die Luft schon ziemlich verbraucht, man hätte sie austauschen müssen.

Kiki war zweiundzwanzig, vom Leben nicht verwöhnt, doch sie nahm sich vor, so schnell nicht zu sterben. Sie würde kämpfen, sie wollte sich nicht fertig machen lassen, und sie hoffte, der Vorhölle zu entkommen.

Den Kopf hielt sie gesenkt. Ihre Augen waren genau auf die Stelle gerichtet, wo sie das Pochen gehört hatte. Ungefähr die Mitte des Verschlages, wo es auch nichts Besonderes gab, sondern die Bretter ebenfalls dicht an dicht lagen.

Keine Erhebung, keine Einkerbung, alles war so schrecklich normal. Es konnte für dieses Geräusch keinen Grund geben, und dennoch war es erklungen.

Warum?

Sie ging den ersten Schritt auf das Ziel zu.

Nichts geschah.

Kiki machte den zweiten Schritt!
Plötzlich zuckte sie zusammen. Den Grund kannte sie selbst nicht, aber da war etwas gewesen. Diesmal kein Pochen, sondern mehr ein Kratzen oder Schleifen.
Auch von unten…
Sie begriff die Welt nicht mehr. Mitdem Pochen hatte sie sich noch abfinden können, mit dem Kratzen nicht, denn nun hatte sie das Gefühl, als läge unter den Brettern tatsächlich eine lebende Leiche verborgen, die nur darauf wartete, befreit zu werden.
War es das, was Kiki sollte?
Nach dem dritten, sehr vorsichtig gesetzten Schritt blieb sie stehen, beugte den Oberkörper vor und legte ihre Handflächen dabei gegen die Oberschenkel.
Sie schaute nieder.
Es war genau der Fleck oder die Stelle, wo das Pochen erklungen sein musste, und Kiki suchte mit Argusaugen nach einer Veränderung an den Dielenbrettern.
Sie sah nichts. Kein Brett war in die Höhe gedrückt worden. Was immer dort versteckt sein mochte, es hatte sich wieder zurückgezogen. Außerdem war sie so nervös, dass es ihr schwer fiel, Einzelheiten wahrzunehmen, denn der Boden verschwamm vor ihren Augen zu einem grünlichbraunen Meer, der schon einem Sumpf glich.
Kiki atmete schwer. Sie schwitzte noch stärker. Einige Schweißtropfen blieben nicht mehr auf ihrer Stirn, sondern fielen nach unten und hinterließen feuchte Flecken auf den Brettern. Auch an der Stelle, wo sie das Pochen gehört hatte.
Eine Idee war ihr durch den Kopf gezuckt. Wenn sie jetzt ein Bein vorsetzte und den Fuß genau auf die bestimmte Stelle drückte, war es durchaus möglich, dass sie etwas herausfand.
Sie tat es.
Es hatte sie schon Überwindung gekostet, und sie hörte sich auch selbst keuchend atmen. Dann berührte sie mit dem Fuß die bestimmte Stelle.
Nichts war zu spüren.
Oder…?
Kiki hielt den Atem an. Nicht doch ein leichtes Zittern der Bohlen?
Bildete sie sich da etwas ein?
Da passierte es.
Poch – poch – poch – diesmal sehr schnell hintereinander, als wäre das, was unter den Bohlen lag, plötzlich wütend geworden. Kiki begriff die Welt nicht mehr. Sie hörte sich selbst leise schreien, dann zerrte sie den Fuß so hastig wie möglich zurück, und sie kümmerte sich auch nicht um den Schauer auf ihrem Rücken. Die Furcht war wie ein Messer, das sich in ihren Leib gebohrt hatte. Jetzt waren auch ihre

letzten Zweifel beseitigt worden. Das Pochen…

»Ich werde verrückt!«, keuchte sie und zog sich zurück. Sie ging sehr hastig, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß, wo sie zunächst einmal blieb. Durch die Nase saugte sie die Luft ein. Komischerweise befand sie sich in einer Verfassung, wo sie danach gierte, sich mit einer Droge voll zu pumpen. Sie hätte am liebsten einen Joint geraucht.

Sie ging nicht mehr vor. Mit dem Rücken klebte sie an der Wand, ihr Atem glich mehr einem Fauchen, aber er übertönte nicht das leise knirschende Geräusch, das genau dort erklang, wo sie das verdammte Pochen gehört hatte.

Kiki wollte schreien, nur war ihr Mund plötzlich zu. Sie brachte keinen Laut hervor, sie schwitzte wie verrückt, der Atem fror ihr trotz der Hitze in der Kehle ein. Was sie sah, war unglaublich und dennoch so schrecklich wahr.

Zwei Bretter hatten geknirscht, und auch zwei Bretter bewegten sich nach oben.

Dann riss das erste…

***

Der Weg hatte sich für uns als Horrortrip gestaltet. Wir waren ihn gegangen, und nur ein Naivling wie ich konnte dabei von einem Weg sprechen, denn es hatte im Prinzip keinen gegeben, den wir hätten nehmen können, wir waren gezwungen gewesen, uns quer durch die Natur zu schlagen und dies ohne Machete oder entsprechende Werkzeuge. Alles nur mit Körperkraft.

Bob Crane hatte uns geführt. Er war ein radikaler Mensch, hatte nie an eine Pause gedacht, war immer weiter gegangen und hatte erst gestoppt, als wir einen Weg erreichten, den auch Geländefahrzeuge benutzen konnten.

Grinsend drehte er sich um.

Ich hatte den Schluss der kleinen Reihe gebildet und erreichte ihn auch als letzter.

Wir starrten uns an.

Bob Crane grinste. »Kaputt?«, fragte er.

Ich hob die Schultern. »Nicht mehr und nicht weniger. Aber das Schlimmste liegt hinter uns, denke ich.«

»Sicher.«

Ich lehnte mich gegen einen Baum. Meine Beine waren beinahe bis zu den Oberschenkeln im hohen Gras verschwunden. Ich sah endlich wieder den Himmel über mir und nicht dieses flimmernde und fleckige Grün, aber es machte mir keinen Spaß, diesen Himmel zu sehen. Er gefiel mir einfach nicht. Er war nicht blau, er war nicht klar, dafür dunstig und trübe, wie von einer Nebelschicht bedeckt.

Und es gab die Sonne.

Die verdammte Sonne, musste ich da schon sagen. Ein knalliger Ball, grell und heiß. Wenn sie so schien, konnte man anfangen, sie zu hassen.

Ich mochte sie nicht, sie war für mich zu einem Feind geworden, der mein Leben bedrohte.

Crane schaute sich um. »Eigentlich sieht es recht gut aus«, sagte er, »sogar ziemlich gut.«

»Wieso?«

»Es war keiner hier.« Er deutete auf den mit Gras bewachsenen Weg. »Schaut es euch an. Das Gras ist nicht plattgewalzt. Also ist hier auch kein Auto gefahren.«

»Hast du denn damit gerechnet?«, fragte Suko.

Bob Crane hob die Schultern. »Was heißt gerechnet, ich bin eben vorsichtig«

»Das muss doch einen Grund haben.«

Crane schaute zu Boden, als würde er dort etwas Interessantes sehen. »Kaum.«

Seine letzte Bemerkung verlangte förmlich nach einer Erklärung.

Ich sprach den Kollegen an. »Jetzt mal raus mit der Sprache, Bob, was hat dich so unsicher gemacht?«

»Dir kann man wohl nichts vormachen, wie?«

»Nur schwerlich.«

»Ich weiß es nicht, John, aber ich rechne hier mit allem. Ich kann mir vorstellen, dass gewisse Kreise längst Bescheid wissen und uns im Auge behalten wollen.«

»Welche Kreise sind das?«

»Keine Ahnung.«

Das glaubte ich ihm nicht. »Tatsächlich nicht?«

»Nein, denn es gibt keine Beweise. Man munkelt viel, aber es stellt sich auch die Frage, was nun Legende ist und was nicht. Wir wissen nichts Genaues, John, und es ist einfach zu kompliziert, die richtigen Kanäle zu treffen, jedenfalls handelt es sich hierbei um eine Geheimgesellschaft, die einem mächtigen Dämon dienen soll.«

»Dessen Namen du nicht kennst.«

»So ist es.«

»Baphomet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber du kennst den Namen St. Clair?«

Crane nickte zögernd. »Ja, ich kenne ihn.« Er drehte sich von mir weg. »Wir sollten endlich weitergehen und versuchen, das Ziel zu finden.«

Sein Vorschlag gefiel mir, nur seine Reaktion mochte ich nicht so recht. Ich hatte den Eindruck, dass mir Bob Crane irgendetwas

verschwieg. Ob bewusst oder unbewusst, das stand noch nicht fest, aber auch er war gewissen Spielregeln unterworfen, und die konnte er so ohne weiteres nicht durchbrechen.

Der Weg führte auf einen grauen Schatten zu: Auf mich wirkte er wie eine wellige Mauer, die jemand in die Landschaft hineingestellt hatte, als wolle er eine Trennlinie bilden.

Ich ging neben Suko, der mit gerunzelter Stirn zu Boden schaute.

Auch er machte sich seine Gedanken. Das Schleifen des weichen Grases über unseren Schuhen begleitete uns, und in dieses Geräusch hinein hörte ich Sukos Stimme. »Ob Crane mehr weiß?«

Er hatte sehr leise gesprochen, um nur nicht aufzufallen. Ebenso leise antwortete ich. »Ich weiß es nicht genau, aber ich könnte es mir gut vorstellen.«

»Also auf der Hut sein.«

»Das sind wir doch immer.«

Crane drehte sich um. Er hatte eine Maschinenpistole mitgenommen. Es war eine leichte Waffe. Sie hing an einem Riemen über seiner Schulter und schwang bei jedem Schritt hin und her. Der Polizist grinste uns an. »Ihr seid skeptisch, wie?«

»Wieso? Sieht man uns das an?«

»Fast.«

Ich hob die Schultern. »Skepsis gehört zum Job. Wer weiß, was uns hier noch alles erwartet?«

Da lachte er. »Bestimmt keine Freude.«

Als er den Schatten erreicht hatte, blieb er stehen. Es war ein lang gestreckter Gebüschgürtel, und Crane erklärte uns, dass wir hinter ihm den alten Friedhof finden würden.

»Mit oder ohne Grabsteine?«, fragte Suko.

»Ohne zumeist.«

Vor dem Finden hatten die Götter wieder den Schweiß gesetzt. Es war gar nicht einfach, den Gürtel zu durchqueren. Er bestand oft genug aus dornigen Stellen, die wir nur mühsam umgehen konnten.

Mit einigem Kraftaufwand erreichten wir dann die Fläche oder den Ort, den Bob Crane und auch andere als Friedhof ansahen.

»War es das?«

Wir blieben stehen und konnten uns mit dem Gedanken nicht anfreunden, denn einen Friedhof stellt man sich anders vor. Für mich war er mehr ein unheimlicher Platz, der eingebettet in einer gespenstischen Stille lag. Der Boden erinnerte mich an einen Teppich aus braungrüner Schmiere. Er schimmerte feucht, denn auch das heiße und grelle Licht der Sonne hatte es nicht geschafft, ihn zu trocknen.

Der Begriff der verbrannten Erde kam mir in den Sinn, denn an zahlreichen Stellen sah ich die schwarzen Flecken, die von verkohltem Holz oder anderen Dingen hinterlassen worden waren.

Inseln, die auch rochen.

Oder täuschten wir uns?

Jedenfalls widerte mich der Gestank an. Er schien aus der Erde zu dringen, als lägen dicht unter ihr gewaltige Monster mit offenen Mäulern, die etappenweise den Atem ausstießen.

Das Gelände war ziemlich groß, und ich fragte mich, wie wir da einen Platz finden sollten, an dem das Herz eines gewissen Henry St. Clair begraben lag.

Ich ging auf Bob Crane zu. »Weißt du denn Bescheid?«, erkundigte ich mich.

»Du suchst den Ort?«

»Was sonst?«

»Kommt mit.« Er führte uns einer bestimmten Stelle in der Mitte des Friedhofs zu, und zum ersten Mal spürte ich das Gewicht des Klappspatens an meiner rechten Seite.

Auch Suko trug ein derartiges Werkzeug. Da wir ein Loch graben mussten, würden wir es brauchen.

Verbrannte Erde. Als hätte der Tod hier mit seiner Sense reiche Beute gemacht, so kam es mir vor, als wir über den Platz schritten, auf dem wir tatsächlich keinen Grabstein sahen. Es gab überhaupt nichts, was auf einen Friedhof hingewiesen hätte, hier war alles flach und eben auch verbrannt.

Wer hier den richtigen Ort finden wollte, der musste sich schon auskennen.

Crane war stehen geblieben. Er sprach uns nicht an. Wahrscheinlich merkte er, dass wir noch immer dabei waren, die Atmosphäre in uns aufzunehmen, und dabei wollte er uns nicht stören.

Auf der gegenüberliegenden Seite begann wieder der dichte Wald.

Und wieder hörten wir die platschenden Geräusche. Ein Tier sprang ins Wasser, also gab es doch einen Fluss oder einen Teich.

Über dem Gelände lag zudem ein Geruch, der mich irgendwie störte. Es war nicht der direkte Gestank von Rauch, aber auch nicht weit davon entfernt. Ich fand ihn einfach widerlich, und er kam mir vor, als wären alte Pflanzen verbrannt worden, die einen derartigen Geruch abgesondert hatten, der leider vonkeinem Windstoß vertrieben worden war.

Diese Pflanzen bedeckten auch den Boden. Sie bildeten einen matschigen Wirrwarr, und mir wurde schließlich klar, dass der Geruch seine Ursache in den alten Feuerstellen hatte, die sich auf dem Gelände verteilten. Ich sprach Crane darauf an.

»Was hat man denn dort verbrannt?«

»Alles mögliche.«

»Auch Tiere?«, fragte ich.

Er hob die Schultern.

»Oder Menschen?«, hakte Suko nach.
Bob Crane ballte eine Hand zur Faust. »Ich kann es euch wirklich nicht sagen. Dieser Ort ist verflucht, wie man sehr leicht erkennen kann. Hier hat das Grauen gelebt.«
»Unter der Erde?«
»Auch, John.«
»Wie das Herz meines Ahnherrn.«
Crane nickte. »Zum Beispiel. Aber ich bin mir nicht sicher, ob wir es finden werden.«
»Wo sollen wir graben?«, fragte Suko.
Crane deutete mit dem Lauf der MP auf eine bestimmte Stelle vor seinen Füßen. »Hier könnt ihr anfangen.«
Ich grinste ihn an. »Du nicht?«
»Klar, ich auch.«
Ich konnte mich irren, aber ich wurde den Eindruck nicht los, dass sich das Verhältnis zwischen uns dreien gespannt hatte. Es war nicht mehr so locker wie sonst, Crane reagierte irgendwie vorsichtig und abwartend. Er war noch loyal, okay, aber auf der anderen Seite kam er mir auch irgendwie lauernd vor.
Wir hatten die Klappspaten in die weiche Erde gesteckt. Crane gab noch die Abmessungen bekannt, und seine Stimme klang dabei ziemlich sicher, dass wir das Gewünschte dort auch finden würden.
Als hätte er selbst schon einmal den Versuch unternommen.
Wir gruben das Loch, und wir gruben tiefer. Ein Herz legte man nicht einfach so in den Boden hinein. Ich war mir sicher, dass wir irgendwann auf einen Widerstand stoßen würden. Ich ging davon aus, dass es sich in einem urnenartigen Gefäß befinden musste. Die Vorstellung, möglicherweise auf das Herz meines Ahnherrn zu schauen und es vielleicht auch in der Hand zu halten, trieb mir trotz der dumpfen Hitze schon einen Schauer über den Rücken.
Ich fragte mich, wie tief wir graben mussten. Bestimmt nicht so tief wie bei einer normalen Leiche, die mitsamt ihrem Sarg in die Erde gesteckt worden war.
Von drei Seiten gruben wir. Niemand störte uns. Trotz der harten, anstrengenden und auch schweißtreibenden Arbeit behielten wir die Umgebung im Auge. Wir richteten uns immer wieder auf, schauten in die Runde, aber es war niemand da, der uns zu nahe gekommen war. Zudem war der Wald auch sehr dicht, da konnte sich eine halbe Kompanie verstecken, ohne von uns gesehen zu werden.
Der Boden war feucht, und auch in seiner Tiefe fanden wir Pflanzenreste: Wir schleuderten sie weg und hörten plötzlich auf, als Suko etwas sehr Nachdenkliches und auch Richtiges von sich gab.
»Ich glaube, dass wir nicht die einzigen gewesen sind, die hier gegraben haben, Freunde. Auf keinen Fall.«

Ich richtete mich auf. »Wie kommst du darauf?«
»Mir ist der Boden zu locker.«
Ich schaute Bob Crane an, weil ich seine Meinung hören wollte.
Der ließ sich Zeit, wischte erst über seine Stirn, bevor er die Schultern hob. »Ja, das kann schon stimmen«, gab er zu. »Wie gesagt, man weiß nicht, wie gut die andere Seite informiert ist. Auch über unseren Job, sage ich einfach.«
Ich schaute ihn scharf an. »Das würde bedeuten, dass es bei der Polizei einen Verräter gibt.«
»Einen nur?« Crane lachte. »Was glaubt ihr, was ich schon alles herausgefunden habe? In unserer Sonderkommission beschäftigen wir uns auch mit Dingen, die die interne Polizeiarbeit angehen, und da haben wir so manch Schmutziges ans Licht gezerrt.«
»Was denn?«
»Nichts, was diesen Fall angeht, denke ich.« Crane lächelte knapp und grub weiter.
Mir hatte das zu sehr nach einer Ausrede geklungen, und auch Sukos Blick war skeptisch gewesen, aber wir hielten uns mit einem Kommentar zurück. Beinahe verbissen hieb ich den Spaten tiefer in die Erde hinein, bis ich ein hartes und auch kratzendes Geräusch hörte, was mich darauf hinwies, dass wir am Ziel waren.
Auch Suko und Crane hatten es vernommen. Sofort stellten sie ihre Arbeit ein.
Mit dem Ärmel wischte ich mir die Stirn trocken. »Ich denke, wir haben es geschafft.«
Keiner gab einen Kommentar. Meinen beiden Begleitern stand die Spannung im Gesicht geschrieben. Sie wussten ebenso wie ich, dass es jetzt ums Ganze ging.
Sie überließen mir auch weiterhin das Feld. Ich hatte mich hingekniet und den Spaten tief in das Loch hineingesenkt.
Schließlich war es das Herz meines Ahnherrn, das ich zu finden hoffte, und ich fragte mich, wie man es geschafft hatte, dieses Teil über all die Jahrhunderte hinweg zu konservieren.
Das konnte nur mit Magie zu tun gehabt haben, und ich dachte immer mehr daran, dass Henry St. Clair die Seiten gewechselt hatte, um böse Taten vollbringen zu können. Hatte er nur unter dem Schutz des Dämons gestanden, oder war er vielleicht selbst zu einem geworden?
Das Gefäß steckte tief in der Erde. Der weiche Boden hatte sich regelrecht darum herumgeschlungen, für mich war es nicht einfach, es herauszuziehen.
Suko half mir dabei.
Bob Crane aber stand neben uns und drehte sich immer wieder auf der Stelle. Er wollte herausfinden, ob wir von irgendeiner Seite

belauert wurden.

»Hast du es, John?«

Ich nickte.

»Dann – jetzt!«

Gemeinsam zerrten wir das Gefäß in die Höhe. Es bestand aus Metall, war dementsprechend schwer und von der Grundfarbe her schwarz, auch wenn sich nasse, braune Flecken an seinen Seiten zeigten.

Suko und ich stellten das Gefäß neben die Öffnung.

»Es war dein Ahnherr, John.« Suko deutete auf den Deckel.

»Nimm du ihn ab.«

»Ja, du hast Recht.« Ich schickte ihm ein missglücktes Lächeln entgegen. »Weißt du, wie ich mich fühle?«

»Nein, aber ich kann es mir vorstellen.«

»Genau so.«

»Ist bestimmt nicht einfach für dich«, sagte auch Bob Crane, als er auf mich niederschaute und feststellte, dass ichden Nippel des Deckels mit zwei Fingern umschloss.

Ich zog ihn noch nicht hoch, merkte beim ersten Versuch, dass er etwas klemmte, unternahm einen zweiten, setzte mehr Kraft ein – und hörte das leise ›Pflopp‹, als der Deckel in die Höhe schwang.

Ich geriet aus dem Gleichgewicht, stützte mich mit der freien Hand auf dem weichen Boden ab und blieb in dieser Haltung einige Sekunden hocken.

Suko und Crane schauten bereits in das Gefäß. Keiner von ihnen gab einen Kommentar.

»Und?«, fragte ich.

»Schau selbst nach!«

Ich nickte Suko zu. Ich war blass geworden. Der Schweiß drang jetzt noch mehr aus den Poren. Meine innerliche Nervosität steigerte sich. Für einen Moment war ich versucht, das Kreuz hervorzuholen, um es in das Gefäß hineingleiten zu lassen, doch das ließ ich bleiben. Ich wusste ja nicht, ob ich mit meinen Spekulationen Recht behalten hatte.

Hineingreifen… ein womöglich noch feuchtes, weiches und zitterndes Herz an meiner Hand zu spüren, die Vorstellung war schockierend.

Ich schluckte und schaute zuerst hinein.

Das Innere des Gefäßes war dunkel. Auch das Tageslicht reichte nicht aus, um den Grund genau erkennen zu können. Dort schimmerte auch nichts ölig und feucht, selbst eine kleine Erhebung sah ich nicht, es blieb dort trocken…

Ich bewegte mich sehr hastig, als ich in die Tasche griff und meine kleine Lampe hervorholte. Auf einmal hatte ich es eilig, denn in mir war ein bestimmter Verdacht aufgekeimt.

Senkrecht fiel der helle Lichtstrahl durch die Öffnung und erreichte den Boden.
Er war trocken, er war leer. Kein Herz!
Für uns war die Mühe umsonst gewesen…

***

Plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde sich die heiße Waschküche hier vor meinen Augen drehen. Ich schmeckte den salzigen Schweiß auf meiner Zunge, und auch der Herzschlag hatte sich beschleunigt.
Die Handflächen kamen mir vor, als wären sie mit Schmierseife bestrichen worden. Ich streifte sie an meinen Hosenbeinen ab, als ich mich erhob, und mit leicht glasigem Blick ins Leere schaute.
»Leer«, flüsterte ich, wobei mir die eigene Stimme fremd vorkam.
»Das verdammte Ding ist leer.«
Suko nickte.
Crane stand neben mir und schaute zu Boden. Er sah aus, als hätte er ein schlechtes Gewissen.
Ich sprach ihn an. »Verdammt, Bob, kannst du das verstehen? Sag doch was!«
Er hob die Schultern. »Ich habe es nicht gewusst, John, wirklich nicht.«
»Das glaube ich dir sogar. Aber du hast damit gerechnet, könnte ich mir vorstellen.«
Jetzt hob er ruckartig den Kopf, schaute mir in die Augen und fragte: »Warum denn?«
»Das will ich dir sagen. Du weißt mehr, als du uns gegenüber bisher zugegeben hast. Wir haben von dir zwar nur Andeutungen gehört, doch daraus lässt sich einiges schließen.«
»Nein, nein, das kannst du nicht so sehen. Nimm es trotzdem als einen Erfolg hin.«
Diesmal musste ich lachen. »Sorry, aber da müsstest du schon deutlicher werden.«
»Mache ich gern, John. Wir haben Pech gehabt, okay, das müssen wir hinnehmen. Aber es hat uns auch gezeigt, dass wir auf dem richtigen Weg sind, verstehst du? Das Herz hat es gegeben. Nur sind andere eben schneller gewesen als wir.«
»Wie schön. Was nutzt uns das?«
»Immerhin sehe ich es als einen Beweis an.«
Suko tendierte mehr in meine Richtung, denn er fragte: »Wenn es andere haben, und davon müssen wir ja ausgehen, kannst du uns dann sagen, wo wir anfangen sollen zu suchen?«
»Nein.«
»Das ist schlecht.«
»Es gibt auch noch eine andere Möglichkeit«, sagte Crane. »Es könnte

ja durchaus sein, dass wir einem Bluff aufgesessen sind. Dass es dieses Herz nicht gegeben hat.« Er blickte uns so auffordernd an, als wollte er unsere Zustimmung wie durch eine Kurzhypnose erreichen. Suko und ich konnten ihm da nicht folgen. Beinahe synchron schüttelten wir die Köpfe.

»Nein, Bob«, sagte ich. »Das Herz hat es ebenso gegeben, wie diese Urne vorhanden ist. Man hat es gestohlen. Wann, das weiß ich nicht. Könnte mir aber vorstellen, dass dies erst in der letzten Zeit geschehen ist, denn mittlerweile habe ich den Eindruck, dass wir in einen gewaltigen Kreislauf hineingeraten sind. Ich komme mir vor wie jemand, der plötzlich klar sieht, obwohl schon zuvor alles klar gewesen sein muss. Aber man hat uns geführt, geleitet, um uns am Ende reinzulegen. Mich würde nicht wundern, wenn wir hier in einer Falle hocken. Alles ist so perfekt gemacht und durchdacht worden. Wer immer hinter den Rudern steht, der weiß verdammt gut Bescheid.«

»Wer sollen diese Steuerleute denn sein?«, fragte Crane.

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls sind sie eine mächtige Gruppe mit großem Einfluss.« Ich dachte dabei an die Templer und fand es nicht absurd, wenn sie sich als die wahren Herrscher entpuppten.

Crane schwieg dazu.

»Liege ich da so falsch, Bob?«

»Ich kann es dir nicht sagen, John. Ich habe mich zu wenig mit der Materie beschäftigt. Ich bin euch als Unterstützung zugeteilt worden, das ist alles.«

Ich ärgerte mich darüber, dass er so wenig preisgab. »Aber doch nicht grundlos«, sagte ich.

»Nun ja, ich habe schon meine Beziehungen. Ich kenne mich hier aus, aber ich bin leider nicht allwissend.«

»Du denkst jedenfalls an einen Geheimbund, der hinter dem Raub des Herzens steckt.«

»So kann man es ausdrücken.«

»Ich möchte Namen wissen.« Crane hob die Schultern. »Es tut mir Leid, wenn ich dir damit nicht dienen kann. Ich weiß es nicht. Es ist alles schwammig. Ich komme nicht heran.«

»Arbeitet ihr nicht mit Spitzeln?«, fragte Suko.

»Das haben wir versucht. Es lief schief. Zwei Männer fanden kurz hintereinander den Tod. Dem einen hatte man mit einem Baseballschläger den Schädel eingeschlagen, und der andere war eine Beute unserer Alligatoren geworden. Ihn haben wir nur mit viel Glück identifizieren können.«

»Genau das ist der Beweis«, erklärte ich, als Crane geendet hatte.

»Es gibt diese Gruppe, meinetwegen auch amerikanische Templer, die sich auf Henry St. Clair, den nie anerkannten Entdecker, berufen.

Vielleicht hat ihn diese Tatsache in die Fänge des Bösen getrieben. Wer kann das schon wissen?«

»Wäre eine Theorie. Ob eine gute, wage ich zu bezweifeln.« Crane hob die Schultern. »Ihr dürft nicht vergessen, dass ich solche Fälle wie ihr sie zu lösen habt, im Prinzip nicht gewohnt bin. Was ich hier mit euch erlebe, das ist eine Ausnahme, sogar eine verdammt große, wie ich finde. Deshalb kann ich euch trotz meiner Erfahrungen keine große Hilfe sein. Im praktischen Sinne schon, leider nicht in der Theorie, die sich um die Magie dreht.«

Ob er Recht hatte oder nicht, das wollte ich einmal dahingestellt haben. Mein Misstrauen jedenfalls hatte er nicht völlig beseitigen können, und das sah er mir wohl auch an, denn er wandte sich ab, als ich ihn prüfend anschaute.

»Dann hätten wir auf diesem zweckentfremdeten Friedhof wohl nichts mehr zu suchen«, sagte Suko. »Oder seid ihr anderer Meinung?«

»Nein.«

»Lasst uns gehen«, schlug Crane vor. Er hatte mit einer müde klingenden Stimme gesprochen und hatte sich wirklich angehört, als hätte er bereits aufgegeben.

Da er seinen Vorschlag sofort in die Tat umsetzte und wir hinter ihm blieben, konnte ich mit Suko sprechen. »Crane hat etwas zu verbergen«, murmelte ich.

»Kann sein, aber das hat jeder Mensch. Könntest du dich genauer ausdrücken?«

Ich winkte ab. Mit dem rechten Fuß stieß ich wütend einen Stein zur Seite. »Ich weiß nichts, dennoch habe ich gewisse Befürchtungen.« Mein Blick traf Cranes Rücken. Ich hatte den Eindruck, als würde er nicht so aufrecht und federnd gehen wie sonst. Er bewegte sich mehr schlurfend und schlapp. Einmal wischte er mit einer müde wirkenden Bewegung über sein Haar. Dann schaute er sich um, als hätte er gehört, dass wir über ihn sprachen. Er redete aber nicht, sondern ging weiter.

»Wenn er uns an der Nase herumgeführt hat und selbst mit drinhängt, wäre das ein starkes Stück!«, murmelte Suko.

»Und wie.«

»Kannst du was ändern?«

»Ja, irgendwo schon. Wir haben uns da besprochen. Wir werden ihn allerdings in Ruhe lassen und so tun, als hätten wir keinen Verdacht geschöpft. Ich bin gespannt, wie er darauf reagieren wird und ob er uns an den Ort schafft, der wichtig ist.«

»Also an diesen Geheimbund heran.«

»Ja, zu den amerikanischen Templern, die nicht eben auf unserer Seite stehen.«

»Das hat sich sehr sicher angehört, John.«

Ich nickte. »Das bin ich auch, mein Lieber. Ich glaube sogar fest daran.« Meine Schritte wurden langsamer, weil auch Crane stehen geblieben war. »Wir wissen, dass der Einfluss der Templer auch in den Staaten stark gewesen ist. Ich brauche da nur an die Architektur gewisser Bauten zu denken und…«

»Wir können abkürzen!«, erklärte Bob.

»Und wie beschwerlich wird der Weg werden?«, fragte ich.

»Mal sehen.« Er lächelte schief. »Zur Not schlagen wir ihn uns mit den Spaten frei.«

»Dann los!«

Uns blieb nichts erspart. Auch die Abkürzung nicht, die verdammt krummdurch das Gelände lief. Wir hatten wirklich unsere Mühe, und wir verloren auf dem weichen Boden so manches Mal unsere Standfestigkeit, wenn wir uns zu heftig bewegten.

Um uns herum war Sumpf. Kaum zu sehen, nur zu hören, wenn wir unsere hohen Schuhe aus den Löchern zogen und dies von schmatzenden Geräuschen begleitet wurde.

Hier wurde, wie auch bei den Menschen, eine gewisse Hackordnung eingehalten. Niedrige Bäume hatten ihren größeren Brüdern Platz schaffen müssen und duckten sich unter ihren Zweigen. Und die kleinen Bäume ließ das Buschwerk nicht mehr in die Höhe steigen, so bildete es dichtes Unterholz wie eine Mauer.

Neben einem Flusslauf gingen wir entlang. Er lag so ruhig wie ein Kanal, den man mit einer grünen Brühe gefüllt hatte, in der die Algen und auch die abgerissenen Blätter zahlreicher Pflanzen schwammen.

Und wir sahen die ersten Alligatoren.

Sie lagen wie tot im Wasser. Nur Teile ihrer Schnauzen waren zu sehen und die Augen, die uns wie kalte Kugeln anstarrten. Aber sie trafen keine Anstalten, an Land zu kommen und uns zu verfolgen.

Auch wir erreichten das Boot schließlich. Ich fühlte mich nass bis auf die Haut. Das Herz meines Ahnherrn hatte ich nicht gefunden, es war mir jetzt auch egal. Was ich jetzt wollte, war sehr menschlich.

Eine kalte Dusche und einen übergroßen kühlen Drink, dazu zwei Salztabletten, denn durch das Schwitzen hatte ich viel verloren.

Wir näherten uns dem Boot recht vorsichtig. Vor allen Dingen folgten wir den Bewegungen des Amerikaners, der seine MP wieder in die Hand genommen hatte und praktisch mit deren Lauf seinen eigenen Weg markierte. Auf dem Boot rührte sich nichts. Es gab keine sichtbare Veränderung, deshalb wunderte ich mich über Bobs Vorsicht.

»Rechnest du mit einem Überfall?«, fragte ich.

Er schaute mich kurz an. »Man kann nie wissen. Ich habe hier schon die wildesten Dinge erlebt. Wir bewegen uns in den Bayous, und das ist für mich Feindesland.«

»Okay, du musst es wissen, wir sind fremd.«
Mit einem Sprung hatte Bob Crane die Reling überwunden und stand an Deck. Mit schussbereiter MP drehte er sich auf der Stelle und verschwand noch im Ruderhaus.
Um uns herum tobten die Geräusche der Natur. Da schrien die Vögel, da kreischte anderes Getier. Da war die Luft erfüllt von einem plötzlichen Hacken, Kreischen, Brüllen und Summen, und es hörte sich so an, als hätten wir sie alle gestört.
Crane erschien. Er winkte uns zu und wandte sich dann ab.
»Erleichtert sieht er nicht eben aus«, meinte Suko.
»Ist dir das auch aufgefallen?« Mein Freund grinste nur. Vor mir betrat er das Deck. Crane hatte sich auf dem Heck aufgebaut, ein Bein angehoben und den Fuß auf das dort liegende und zusammengerollte Schlauchboot gestellt. Er drehte sich nicht einmal um, als er uns hörte.
Ich war es leid und wollte endlich wissen, wie der Hase lief. Deshalb ging ich zu ihm. Neben ihm blieb ich stehen.
Bob Crane atmete zischend. Er hatte seine Hände auf den Handlauf gelegt und umklammerte ihn mit seinen harten Griffen. Dabei schluckte er, ohne etwas zu essen.
»Du hast Probleme, Bob, das kann selbst ein Blinder erkennen. Da wir zusammenarbeiten, möchte ich nicht, dass du irgendwie eingeschränkt bist. Deshalb meine Fragen. Erstens: Worum geht es? Zweitens: Warum willst du mit uns nicht darüber sprechen?«
Er schaute auf das Wasser, wo sich sehr schwach sein Spiegelbild zeigte. »Ich habe nicht gesagt, dass ich darüber nicht reden will, John. Das kannst du mir nicht unterstellen.«
»Stimmt. Doch kooperativ bist du auch nicht gewesen.«
Er hob seinen Oberkörper an. Dann seufzte er. Danach griff er in die rechte Hand. Er holte einen Zettel hervor, der einmal gefaltet war. »Hier, das fand ich unten in der Kabine. Jemand hat den Zettel mit einem Messer an die Tür genagelt.«
Ich faltete ihn auseinander. Dabei schaute ich zum Bug hin, wo Suko stand und einen langen Hals gekriegt hatte. Als er sah, was ich tat, kam er näher.
Die Botschaft war mit roter Tinte geschrieben worden. Vielleicht auch mit Blut. Es spielte keine Rolle, denn einzig und allein der Text war wichtig.
»Lies ihn ruhig laut vor!«, bat Bob Crane.
Das tat ich, und bei jedem Wort wurde die Gänsehaut auf meinem Rücken schlimmer. »Du wirst sie nicht mehr retten können, Crane«, sagte ich so laut, dass auch Suko die Worte verstehen konnte.
Er reagierte nicht, aber Crane nickte.
Ich schob ihm den Zettel wieder in die Tasche und sagte mit leiser Stimme: »Jetzt denke ich doch, dass du uns etwas zu erzählen hast,

mein Freund…«

***

Die Dielen knarrten, und die Zweiundzwanzigjährige hatte das Gefühl, als würde ein Skelett mit seinen Knochen knacken. Über ihre Gestalt rann ein Schauer. Plötzlich saß die Furcht wie ein tiefer Stachel in ihr. Sie stand dicht neben der Bruchstelle. So dicht sogar, dass sie die sich allmählich hebenden Bohlen spürte.

Kiki Lafitte war ein Opfer ihrer eigenen Angst geworden. Sie wusste nicht mehr, was sie dazu sagen solle. Sie stand kurz vor dem Durchdrehen, aber sie war auch nicht in der Lage, nur einen Schritt von diesem Ort des Schreckens wegzugehen.

Dafür schaute sie in die Tiefe.

Ihr Blick glitt an ihrem völlig zerknitterten Kleid entlang über die nackten Knie bis hin zu ihren Schuhen, die bereits anfingen, leicht zu wippen.

Der Druck verstärkte sich.

Das unheimliche Etwas, das sich bisher unter den Bohlen versteckt gehalten hatte, wollte endlich an die Oberfläche. Es hatte bereits zu tief und zu lange in der Düsternis gelegen. Jetzt brauchte es die normale Luft, vielleicht auch Fleisch und Blut oder Leben.

Alles war möglich…

Endlich konnte sich Kiki wieder bewegen. Einen Schritt zurück schaffte sie, und dabei hatte sie den Eindruck, als würden die Knie nur mehr an wackligen Gummiwülsten hängen, so zittrig waren sie, denn sie konnten auch dem Druck nicht mehr standhalten. Kiki taumelte so weit nach hinten, bis sie gegen die Wand prallte und mit ihrem Rücken ein dickes Insekt zerdrückte.

Auch jetzt noch steckte das Messer der Furcht in ihrem Leib. Aber sie dachte nicht an sich, sondern an das Ding oder Zeug, das ins Freie wollte.

Noch war es nicht zu sehen. Nach dem ersten Aufbäumen war der Druck auch wieder verschwunden, und die beiden Bretter hatten sich beinahe zurück in die alte Stellung gebogen.

Aber das böse Spiel ging weiter.

Poch… poch …

Wieder diese verdammten Schläge. Zweimal nur, aber so laut wie nie. In einer Reflexbewegung riss Kiki die Arme hoch und presste die Handballen gegen ihre Ohren.

Sie merkte, dass es nicht gut für sie war, auf den Beinen zu bleiben. Ohne es zu forcieren, sank sie in die Knie und rutschte mit dem Rücken an der rauen Wand entlang.

Wieder blieb sie in der alten Stellung hocken. Die Beine angezogen, so dass sie mit den Knien beinahe ihr Kinn berührte.

Kiki hielt den Mund geschlossen, dennoch drangen bestimmte Laute aus ihr hervor. Es war ein Summen, zuerst nur monoton, dann ging es über in eine alte Melodie. Ohne es eigentlich recht gewollt zu haben, summte Kiki ein Lied aus ihrer Kinderzeit, das ihr damals immer Mut gemacht hatte, wenn sie in den Wald oder allein in einen dunklen Keller hineingemusst hatte.

Heute klappte es nicht mehr.

Das Lied gab ihr keinen Mut.

Im Gegenteil, die Angst verstärkte sich noch.

Sie brach das Lied ab. Die Kinderzeit gab es nicht mehr, sie war vorbei, kein Schutz für sie. Man hatte sie entrissen und in die Welt der Erwachsenen hineingestellt, einfach so, ohne sie darauf vorzubereiten.

Sie war benutzt worden. Mädchen, die gut aussahen und aus ärmlichen Verhältnissen stammten, wurden immer benutzt, da hatte auch sie keine Ausnahme gemacht.

Benutzt und abgestellt.

Keine Kindheit mehr.

Dafür das Böse!

Etwas in ihrer Nähe keuchte. Sehr heftig und stoßend. Es dauerte Sekunden, bis ihr auffiel, dass sie es war, die den Atem so heftig ausgestoßen hatte.

Poch… poch …

Sie hörte es trotzdem. Es klang wieder anders. So aggressiv, und die junge Frau ballte ihre Hände zu Fäusten. Sie hatte die Botschaft verstanden und zudem auch das Knacken gehört, mit dem sich die beiden Dielenbretter noch mehr erweiterten.

Es würde kommen…

Kiki Lafitte starrte ausschließlich auf die eine Stelle in ihrem Verlies. Nur sie war wichtig. Alles andere konnte sie vergessen. Sie war das Zentrum, aber sie wurde von ihr kaum wahrgenommen. Ob die Verschleierung am Licht lag oder an ihren eigenen Tränen, das konnte sie nicht sagen, jedenfalls hatte sie Schwierigkeiten und drückte hastig ihre gekrümmten Finger gegen die Augen.

Es klappte besser.

Wieder knackte ein Knochen. Sie fand keinen anderen Vergleich und konnte sich durchaus vorstellen, dass aus der Tiefe etwas hervordrang, eine geknickte und verkrümmte Hand, eine Klaue, zum Beispiel, die dem Druck nicht mehr gewachsen war.

Nur so musste es sein.

Eine Bohle schnellte hoch. Ein leicht singendes Geräusch entstand dabei, undsie prallte auch nicht mehr zurück. Beinahe senkrecht blieb sie stehen, fast schon wie ein Arm, dem die Hand fehlte. Eine Lücke hatte sich aufgetan, mehr ein dunkles, böses Loch, in das sie nicht hineinschauen konnte.

Poch! Ein böse klingendes Wummern, dann war er da!
Nicht schnell, genau das Gegenteil war der Fall. Es wühlte und drückte sich beinahe schwerfällig aus der Tiefe unter dem Boden, es war eine zuckende, braune, auch rötlich schimmernde Masse, sogar relativ groß und mit Poren überzogen.
Es war – Kiki wollte es kaum glauben – es war ein Herz!

***

Bob Crane schaute weiterhin auf das Wasser, als er sagte: »Ja, John, das habe ich auch. Ich muss euch einfach etwas sagen, denn ich weiß genau, dass ihr es bemerkt habt. Mir ist eure Veränderung natürlich nicht entgangen. Ihr seid misstrauisch geworden.«
»Oder willst du uns etwas gestehen?«, fragte Suko.
Er hob die Schultern. »Das ist allein eine Ansichtssache. Ich sehe es nicht so, ihr könntet allerdings bereit sein, es aus diesem Blickwinkel zu sehen.«
Wir ließen ihm Zeit. Es fiel ihm schwer. Er atmete heftig. Ich konnte mir vorstellen, dass er einmal ein sehr guter Polizist gewesen war oder es noch immer war, aber durch irgendeine Dummheit vom Weg abgekommen war und nun mit einem Fuß im Schlamm steckte.
»Im Prinzip hat es mit einem Engagement zu tun.«
»Bei der Polizei?«
»Nein, John.« Er drehte sich um, damit er uns anschauen konnte.
»Es ist ein soziales Engagement.« Crane lachte, alser unsere erstaunten Gesichter sah. »Ich sehe schon, ihr glaubt mir nicht.«
»Du wirst es uns erklären, denke ich.«
»Natürlich.« Er lächelte, doch es sah nicht fröhlich aus. »Kann ich ausholen?«
»Natürlich, wir haben ja Zeit. Man ist uns zuvorgekommen und hat das Herz gestohlen.«
Bob Crane hob die Schultern und suchte nach Worten. »Ich bin Polizist, das wisst ihr. Ich habe mich für diese Sache unheimlich engagiert, das wird man euch auch gesagt haben. Abe Douglas und ich haben uns mal auf einem Lehrgang kennen gelernt, ich erzählte ihm viel von mir. Was ihr zu hören bekommt, weiß also auch er. Aber das nur als Einleitung. Ich habe nicht immer so gut dagestanden. Wenn ich meinen Stammbaum zurückverfolge, treffe ich auf meine Urgroßeltern, die noch als Sklaven gehalten wurden, als sie Kinder waren. Nun ja, die Geschichte brauche ich nicht aufzuführen, es passierte offiziell einiges, aber nicht genug. Die Diskriminierung blieb, sie veränderte sich nur, wurde schwammiger und subtiler, obwohl sie heutzutage an einigen Stellen wieder offen als nackter Rassenhass auflodert. Das ist ein weltweites Problem und hat nicht nur mit mir zu tun. Ich stamme aus diesen einfachen Verhältnissen. Aus einer

Familie, die sehr arbeitsam war, wegen der vier Kinder aber nicht die Chance hatte, ins Mittelfeld aufzusteigen. Meine Eltern waren ehrliche Leute, sie haben geschuftet wie die Tiere für uns Kinder, denn sie wollten uns eine Ausbildung zuteil werden lassen. Für sie war es am schlimmsten, wenn jemand weder schreiben noch lesen konnte. Dafür haben wir einfach zu viele Analphabeten erlebt.«

Er holte tief Luft und überlegte noch. »Ich will es abkürzen. Ich hatte eine gute Ausbildung, brachte sehr gute Noten mit nach Hause, und später, als es darum ging, einen Job zu finden, da entschloss ich mich, Polizist zu werden.« Er schaute uns an. »Glaubt ihr, wenn ich euch sage, dass ich es nicht des Geldes wegen getan habe?«

Ich lachte. »Das stimmt. Reich kann man bei uns nicht werden. Nicht einmal wohlhabend.«

»Ich wollte kämpfen.«

»Wofür?«, fragte Suko.

»Für die Gerechtigkeit, auch für die soziale.«

»Das ehrt dich, Bob, ist aber, als würdest du mit beiden Händen immer wieder gegen Gummiwände schlagen.«

»Leider«, gab er zu. »Ich habe es später eingesehen, den Kampf aber trotzdem nicht aufgegeben.«

»Wie ging es also weiter?«, fragte ich.

»Mein Weg führte nicht zur normalen Polizei. Dank meiner Fähigkeiten war ich für das FBI interessant geworden. Ich erhielt die Ausbildung in Quantico, wurde G-Man und nach Chicago versetzt. Zwei Jahre war ich dort, dann gab es eine Umstrukturierung. Der Drogenmarkt explodierte, besonders hier im Süden. Da ich als Schwarzer hier besser zurechtkomme als mancher Weiße, wurde ich versetzt. New Orleans, meine alte Umgebung, aber man wollte mehr. Die Regierung suchte Leute, aus denen sich eine kleine Spezialtruppe zusammenschweißen ließ, und die Wahl fiel unter anderem auf mich. Wir sind Drogen-Agenten in Zivil. Wir haben viele Freiheiten, aber wir werden auch bei anderen Fällen eingesetzt. So eine Art Südstaaten-Feuerwehr.«

»Eine tolle Karriere«, bestätigte ich.

»Das kann man sagen. Trotz allemjedoch habe ich auf gewisse Dinge nicht verzichtet. Ich habe nie vergessen, woher ich kam, und ich war auch noch immer davon überzeugt, mich sozial engagieren zu können. Das habe ich getan. Ich schloss mich einer Arbeitsgruppe an. In meiner Freizeit, die knapp genug bemessen war, kümmerten die Kollegen und ich uns um Menschen, die auf der Kippe standen. Die noch zu retten waren, und wir spielten unseren gesamten Einfluss aus, damit diese Menschen auch wieder in diese richtige Schiene hineinliefen.«

»Ging das gut?«

Er lächelte etwas verklemmt. »Ich will nicht über großartige Erfolge reden, die hatten wir einfach nicht. Hin und wieder konnten wir Jobs vermitteln, und dann war die Rückfallquote auch gering.« Er räusperte sich und legte seine Stirn in Falten. »Dann aber passierte es. Ich lernte eine junge Frau kennen, die auch hier aus der Gegend stammte. Sie heißt Kiki Lafitte. Ich will nicht sagen, dass ich mich schlagartig in sie verliebte, aber sie hinterließ schon einen starken Eindruck auf mich. Auch ich war ihr nicht gleichgültig, zudem hing sie noch nicht an der Nadel, aber sie kiffte, was ich nicht akzeptieren kann, denn es ist oft der Einstieg in die harte Drogenwelt. Wir beide redeten miteinander. Ich hoffte auf einen Erfolg, ich habe mich persönlich sehr engagiert, aber ich stieß auch oft genug auf taube Ohren.«

»Du hast es also nicht geschafft?«

Crane wiegte den Kopf. »Sagen wir so, Suko, ich habe noch nicht aufgegeben.«

»Du denkst an einen Teilerfolg?«

»Ja, so ähnlich.«

»Und weiter?«

Er hob die Schultern. »Was soll ich da noch alles zum Besten geben? Wirhaben es versucht, sie hatte Vertrauen zu mir gefasst. Sie klammerte sich an mich, sowohl körperlich als auch seelisch. Sie wusste, wer ich war, und sie kannte auch meine Dienstzeiten, das heißt, ich konnte nicht immer für sie parat stehen.«

»Das gefiel ihr nicht.«

»So ist es.«

»Ging sie dir von der Fahne?«, fragte Suko recht locker.

Er schüttelte den Kopf. »So kann man es nicht nennen. Ich hatte sie nur weniger unter Kontrolle. Wir sahen uns nicht so oft, aber wenn wir zusammen waren, dann erlebten wir diese Stunden immer sehr intensiv. Ich habe mich in sie verliebt, das gebe ich offen zu, und ich bin ihr ebenfalls nicht gleichgültig gewesen. Das alles hatte nicht immer im Schatten der Nacht stattfinden können, es war also aufgefallen, dass sich zwischen uns etwas tat.«

»Wem?«, fragte ich.

»Den Kollegen natürlich, die es akzeptierten, denn unser Verhältnis war wirklich ein tolles und außergewöhnliches, wie man es in dieser Szene nicht oft erlebt.«

»Es gab Neider«, sagte ich.

»Natürlich.«

»Und du warst nicht mehr so unabhängig.«

Crane senkte den Kopf. Ich hatte da einen wunden Punkt getroffen, was er auch zugab. »Genau das ist das Problem, John, ich war nicht mehr so frei, wie ich es eigentlich hätte sein müssen. Wenn ein FBI-Mann heiratet, wird er auch nicht mehr so direkt an die Front

geschickt, dann zieht er sich oft zurück in den Innendienst. Bei mir war es nicht so weit, aber ich habe dir gesagt, dass sich unsere Einheit um die ganz großen Fälle zu kümmern hat. Es ging auch um das große Geld. Wenn das im Spiel ist, dann stehen Leute dahinter, die über noch mehr Macht und Einfluss verfügen.«

»Syndikate.«

»Sicher, Syndikate, Banden, Organisationen, und diese sind sehr mächtig.«

»Zu mächtig?«, fragte ich.

»Wie meinst du das?«

»Dass sie an dich herangekommen sind und versucht haben, dich zu bestechen.«

Im ersten Moment sah er aus, als würde er mir an die Gurgel fahren. Er riss sich zusammen, atmete heftiger und fragte keuchend:

»Glaubst du das von mir?«

»Es ist doch egal, was ich glaube, Bob. Du hast uns so etwas wie eine Beichte abgelegt. Dass wir dabei ins Grübeln kommen, versteht sich von selbst.«

»Ja, das stimmt.«

»Hat man dich…?«

Er unterbrach mich durch eine Handbewegung. »Selbstverständlich hat es Versuche gegeben. Die anderen sind ja nicht dumm. Die Leute wissen, was wir verdienen. Ihre Verbindungen reichen bis in die höchsten Stellen hinauf. Das aber ist es nicht, um das es mir geht. Ich habe diese Versuche allesamt abgelehnt, man ist dann auch nicht mehr an mich herangetreten. Ich muss noch einmal zurückgreifen und dabei auf meinen Job kommen. Wie ich schon erwähnte, waren wir eine Spezialtruppe und wurden nicht nur gegen Drogen-Dealer eingesetzt, uns ging es auch um etwas anderes.« Er räusperte sich. »Nun ja, wir kamen Geheimbünden auf die Spur, wir erlebten die schrecklichen Dinge. Voodoo-Zauber gemischt mit Verbrechen, das alles ist mir nicht unbekannt, und dann hörte ich, dass zwei Kollegen aus London hier eintreffen würden, weil sie an einem bestimmten Fall arbeiteten, dessen Ursprünge bis in die Staaten hineinverfolgt werden können. Ich habedas akzeptiert, ich bemühte mich auch, vorurteilsfrei zu sein, aber wie ich schon erwähnte, gibt es Gruppen, die einen sehr großen Einfluss haben. Nicht nur ich wusste Bescheid, auch unsere Gegner im Hintergrund hatten davon erfahren. Anscheinend fühlten sie sich gestört, denn ich recherchierte bereits. Ich wusste ja, um was es ging. Ich habe mich in die Telefaxe vertieft, die aus England geschickt worden waren, ich konnte dank meiner Beziehungen eine Spur aufnehmen, und tatsächlich tauchte der Name Henry St. Clair in einer gewissen Verbindung auf. Aber nicht er als Person, sondern eben als Rest, wenn ich das mal so sagen darf. Es gibt Menschen, die sein

Herz verehren. Das fand ich heraus, und ich jubelte innerlich, war möglicherweise zu optimistisch, denn unsere Gegner erfuhren ebenfalls davon. Nicht nur, dass wir das Herz nicht gefunden haben, auch Kiki Lafitte gab es nicht mehr. Sie war verschwunden. Ich einer Nacht muss sie geholt worden sein. Man hat sie also entführt, um mich damit unter Druck zu setzen.« Er klopfte gegen die Tasche. »Diese Nachricht ist der Beweis. Man hat sie gefangen, und deshalb bin ich vorbelastet.«

Es war gut, dass Crane sich überwunden hatte, endlich zu reden.

Suko und ich schwiegen betreten, wir hatten ihn tatsächlich falsch eingeschätzt, wir konnten seine Sorgen verstehen. Wenn die andere Seite tatsächlich so mächtig und brutal war, dann würde sie kein Erbarmen kennen, das stand für uns fest.

Er steckte in einer verdammten Zwickmühle, und ich wusste nicht, wie ich ihm da raushelfen sollte.

»Das war aber nicht die erste Nachricht, die du erhalten hast«, sagte Suko.

»Nein, man hat mir schon einmal zu verstehen gegeben, dass ich mich heraushalten sollte.«

»Was du nicht getan hast.«

»Genau.«

»Und Kiki Lafitte?«

Er schwieg und senkte den Kopf. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. »Die anderen sind Schweine, sie achten kein menschliches Leben. Ich für meinen Teil habe nicht viel Hoffnung. Ich glaube sogar daran, dass ich Kiki nicht mehr lebend wiedersehen werde. Das ist nicht einmal pessimistisch gedacht, sondern realistisch. Ich kenne die Regeln und Gesetze leider nur zu gut, nach denen sie vorgehen. Da werden unsere Chancen immer kleiner. Die anderen sind zu mächtig.«

Mir gefiel es nicht, dass er immer nur von den anderen redete. Ich wollte einfach mehr darüber wissen. Nicht nur als schwammige Figuren sollten sie im Hintergrund agieren, ich brauchte einfach Namen, Adressen und Berufe. »Wer denn, Bob? Du hast uns viel erzählt, aber den Kern hast du leider nicht getroffen.«

»Das weiß ich selbst. Ich kann mich auch daran erinnern, dass wir über dieses Thema schon diskutiert haben.«

»Ohne Ergebnis«, sagte ich leicht vorwurfsvoll.

»Ja, das stimmt.« Er gab die Antwort barsch, ließ uns stehen und verschwand unter Deck.

»Puh!« Suko hob verlegen die Schultern und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das war ein hartes Stück Arbeit für ihn, uns einzuweihen. Aber du hast Recht, wir sind keinen Schritt weitergekommen.«

»Stimmt. Allerdings wissen wir, dass man uns beobachtet hat.« Ich ließ meine Blicke durch die grüne und mit hellen Sonnenflecken

bedeckte Umgebung streifen, ohne etwas erkennen zu können, das auf eine Beobachtung hinwies. »Sie sind hier auf dem Boot gewesen und haben die Nachricht hinterlassen.«

»Sie sind gefährlich.«

»Das glaube ich, Suko.«

»Außerdem wollen sie uns aus dem Weg haben!«, erklärte Suko.

»Was eigentlich leicht für sie sein sollte.«

Ich richtete meinen Blick auf sein Gesicht. Sein Mund war etwas zur Seite gekippt. Vielleicht sollte das Lächeln Spott und Wissen zeigen. »Du hast doch was, Alter. Ich kenne dich. Wenn du so schaust und auch so reagierst, denkst du über ein Problem nach, das wahrscheinlich noch nicht ausgegoren ist.«

»Stimmt.«

»Welches?«

»Dann hole ich auch mal kurz aus. Es ist doch so. Wir stellen für diese Leute eine Gefahr dar. Sie wissen jetzt, dass wir zu dritt sind, und sie wissen auch, das haben sie schließlich bewiesen, wo wir uns aufhalten. Im Dschungel und auf einem Boot, dem sie selbst einen Besuch abgestattet haben.«

»Stimmt.«

»Eine Gefahr muss man ausschalten. Ich könnte mir vorstellen, John, dass sie uns deshalb noch ein Ei ins Nest gelegt haben.«

»Kannst du dich da deutlicher ausdrücken?«

Suko lächelte weiterhin kantig. »Ein sehr explosives Ei, will ich mal sagen.«

Es war schwül und stickig. Die Kälte, die über meinen Rücken strich, kam von innen heraus. Kleine Eiskörner rieselten über die Haut hinweg, und sie zog sich zusammen, als wären die Nerven mit Zitronensaft beträufelt worden. Mir war klar, was Suko gemeint hatte.

»Capito, John?«

»Eine Bombe. Hier am Schiff. Versteckt angebracht, die dann explodiert, wenn wir den Motor anlassen.«

»Zum Beispiel. Allerdings könnten sie auch eine aus der Ferne zu zündende Bombe auf dem Boot angebracht haben. Sie lauern irgendwo und warten, bis wir das Richtige oder das Falsche tun. Das Bömbchen wird gezündet, und wir werden atomisiert. Alles ganz einfach. Drei Probleme mit einem Schuss aus der Welt schaffen. Ist das so unnatürlich?«

»Nein, das ist es nicht«, murmelte ich und war bleich im Gesicht geworden.

Das fiel auch Bob Crane auf, der zurückkehrte und drei kalte Bierdosen mitbrachte. Zwei davon reichte er uns. Wir rissen die Laschen ab, das Bier schäumte hoch, dann tranken wir die herrlich kühle Flüssigkeit, die uns im ersten Moment erfrischte, später aber

den Schweiß in noch größeren Strömen aus den Poren fließen lassen würde.

»Was ist mit euch? Hat euch mein Geständnis so geschockt, dass ihr nicht mehr reden könnt?«

Ich wischte mir Schaum von den Lippen. »Dein Geständnis nicht, Bob, aber Suko hat da eine Vermutung geäußert, die ich nicht so ohne weiteres zu den Akten legen möchte.«

»Okay – welche?«

»Sag du's ihm.«

Der Inspektor informierte Bob Crane, und auch er zeigte sich überrascht, gleichzeitig auch ärgerlich, denn er schlug wütend gegen seine Stirn. »Verdammt noch mal, dass ich daran auch nicht gedacht habe, das macht mich so sauer. Ich habe mich benommen wie ein kleines Kind, naiv und völlig dem Leben entfremdet. Natürlich könnt ihr Recht haben. Wenn sie hier eine Bombe hochgehen lassen, sind sie auf einen Schlag drei Probleme los.«

»Du sagst es«, erklärte ich nach dem nächsten Schluck.

Crane hatte seine Dose schon geleert und warf sie wütend auf das Deck. Als sie ausgerollt war, trat er noch einmal mit dem Fuß darauf und machte sie platt. »Verdammt noch mal, warum bin ich nicht selbst darauf gekommen? Wir werden das Boot durchsuchen. Seid ihr Experten, was das Auffinden von Bomben angeht?«

»Nur magische Bomben«, sagte ich etwas locker.

»Okay, aber ich. Das hat man mir in zwei Kursen beigebracht.« Er schaute sich um. »Wenn ich hier eine Bombe verstecken müsste, dann würde ich sie mit der Zündung koppeln, vorausgesetzt, sie wird nicht aus der Ferne gezündet.«

»Eben.«

»Ich schaue nach.«

Als er sich abwenden wollte, tippte ihm Suko auf die Schultern.

»Wir schauen nach.«

»Meinetwegen.« Er grinste verzerrt. »Hoffen wir darauf, dass sich unsere drei Schutzengel zusammengetan haben.«

»Das will ich meinen.«

Das Boot war nicht groß. Okay, man konnte hier auch übernachten, aber um seine Ferien darauf zu verbringen, war es einfach zu klein. Zudem konnten wir unter Deck nicht aufrecht stehen und im kleinen Maschinenraum schon gar nicht. In ihn musste der G-Man hineinkriechen, nachdem er eine schmale Tür mit einem passenden Vierkantschlüssel geöffnet hatte. Uns wehte eine abgestandene, dicke und nach Öl riechende Luft entgegen, die sofort unsere Münder füllte.

Bob hatte sich von mir eine Lampe geben lassen. Der Strahl war ihm nicht breit genug. Im Maschinenraum selbst lag noch eine Stablampe bereit, die mehr Licht gab.

Er leuchtete den kleinen Raum aus. Wir konnten nicht viel sehen, da wir hinter ihm knieten. Nur der helle Fleck des wandernden Lichtkegels blieb uns erhalten.

Und wir hörten den Fluch.

Suko und ich schauten uns nickend an. Es war ein Volltreffer gewesen, er musste die Bombe entdeckt haben. Crane rutschte ein Stück zurück, bevor er sich umdrehte. Sein Gesicht war starr, aber in den Augen flackerte es. »Verdammt, es ist so eingetroffen, wie Suko gesagt hat. Man hat uns verkabelt.«

»Wie heißt denn das Programm?«, fragte ich.

»Höllenfahrt.«

»Danke, das reicht.«

Crane atmete tief aus. Er knirschte mit den Zähnen und wischte die Suppe aus seinem Gesicht. »Ich habe sie mir nicht in allen Details ansehen können, aber sie ist mit dem Zünder gekoppelt. Wir wären in die Luft geflogen, hätten wir den Motor angelassen.«

»Kannst du sie entschärfen?«, fragte ich.

»Werde ich wohl müssen.«

»Das hat sich nicht optimistisch angehört.«

»Das bin ich bei diesen Dingern nie. Es ist eine moderne Bombe, ich kenne sie eigentlich nicht, aber irgendwo funktionieren sie immer nach der gleichen Technik. Darauf eben setze ich meine Hoffnungen. Nur möchte ich euch um etwas bitten.«

»Um was?«

»Geht von Bord. Sucht euch eine Deckung. Sollte ich es nicht schaffen, dannüberleben wenigstens zwei und können versuchen, den Fall aufzuklären.«

»Keine Rache?«

»Die Zeiten sind vorbei, Suko.«

Ich war zwar dafür, von Bord zu gehen, auf der anderen Seite kam mir dies wie kneifen vor. Davon allerdings wollte der G-Man nichts wissen. Ihm ging es einzig und allein um die Sache.

»Gut, wir ziehen uns zurück. Kannst du sagen, wie lange es dauert?«

»Nein. Ich bin nur froh, dass dieser Wasserfleck hier so ruhig ist und nicht von Wellen bewegt wird. Es ist jedenfalls keine ferngezündete Bombe, wir können also damit rechnen, dass unsere Freunde nicht gerade in der Nähe lauern.«

»Ja, das denke ich auch.« Ich schlug ihm gegen die Hand. »Viel Glück, alter Junge.«

»Danke, kann ich brauchen.«

Wir zogen uns rückwärts zurück. Das verzerrte Grinsen des Kollegen nahm ich als Erinnerung mit, als Suko und ich wieder an Deck stiegen und uns für einen Moment gegen die Reling lehnten.

»Er schafft es«, sagte mein Freund.

»Hoffentlich.«

Wir verließen das Boot, sprangen einfach hinaus und landeten auf dem weichen, sumpfigen Untergrund. Dann tauchten wir wieder ein in die grünliche Finsternis des Waldes, wo die schwüle Luft stand und die zahlreichen Insekten wahre Freudentänze aufführten.

Die Flora hier war alt. Sie kämpfte, sie verlor, die Großen zerdrückten die Kleinen, und die Schwachen mussten den Starken weichen. Ein Naturgesetz, das dazu führte, dass oft genug Bäume quer lagen und wieder die Basis für andere Gewächse bildeten, so dass sich der Wald aus einem wahren Wirrwarr zusammensetzte, durch das wir ohne Macheten kaum hindurchkamen.

Wir setzten uns auf eine dieser natürlichen Bänke, die von Moos und Flechten bewachsen waren. Falls es denn passierte und ob wir dann weit genug von dem Boot entfernt waren, wussten wir nicht.

Wenn wir schon das Deck verlassen hatten, wollten wir zumindest sehen, was geschah.

Von unserem Platz aus sah das Boot relativ klein aus. Es ging wirklich kein Wind, der das Wasser bewegt hätte, und so wirkte auch das Schiff wie ein Gegenstand, der zu Eis geworden war.

Vor unseren Augen hingen Zweige und Lianen nach unten. Sie sahen aus wie traurige, dünne Arme, die irgendwann einmal verfaulen würden und auf dem Boden dann eine dichte Schicht hinterließen wie eine Matte aus natürlichen Stoffen.

Ich hatte mich umgesehen. Meines Erachtens war es nicht ausgeschlossen, dass irgendwelche unserer unbekannten Feinde noch in der Nähe lauerten, um herauszufinden, wie gut ihr Plan klappte.

Doch der Busch schwieg, er gab uns keine Auskunft, und die hier lebenden Tiere hatten sich ebenfalls an unseren Besuch gewöhnt.

Selbst die Vögel hatten ihr Kreischen eingestellt, so dass uns die Ruhe beinahe unnatürlich vorkam.

»Glaubst du daran, dass er es packt?«, fragte Suko.

»Ich schon.« Mein Blick verfing sich an den Aufbauten. »Er ist ein verdammt guter Mann und eigentlich nur wegen seines sozialen Gewissens in die Klemme geraten. Ich wünsche ihm auch, dass er seinen Schützling Kiki Lafitte lebend wiedersieht und in seine Arme schließen kann.«

»Fast wie im Märchen.«

»Ja, zu schön, um wahr zu sein.« Ichkrauste die Stirn. »Wenn ich nur wüsste, wer unsere Feinde sind, dann wäre mir wohler.«

»Wer könnte denn in Frage kommen?« Ich hob die Schultern. »Einige.«

»Kannst du das nicht genauer sagen?«

»Was willst du denn hören?«

»Keine Ahnung, John. Es ist gewissermaßen dein Fall. Er hat in

Schottland seinen Ursprung gehabt. Er hängt mit den Baphomet-Templern zusammen und mit einem Henry St. Clair.«

Ich schlug nach einer Mücke. Sie wurde zerquetscht. Den Blutfleck wischte ich an meiner Hose ab. »Allmählich stinkt mir dieser verdammte St. Clair. Nicht dass ich anfange, ihn zu hassen, aber ich möchte mich auf keinen Fall mit dem identifizieren, was er getan oder verbrochen hat. Laut Lord und Lady Lyell hat er damals deren Gastfreundschaft missbraucht und sich klammheimlich abgesetzt. Er war nicht allein, hat ein Schiff mit Menschen und Material vollgepackt, aber nicht alle St. Clairs mitgenommen. Es sind einige in Schottland geblieben, daraus muss sich im Laufe der Zeit der Name Sinclair entwickelt haben. Mehr weiß ich auch nicht, ich will da auch nicht alles wissen, es würde mir sonst über den Kopf wachsen. Mich ärgert nur, dass Henry St. Clair, ein großer Entdecker, der leider vergessen wurde, die falsche Seite gewählt hat. Irgendetwas muss ihn dazu getrieben haben, und diesen Grund hätte ich gern herausgefunden. Jedenfalls ist er so weit gegangen, sein Herz diesem verdammten Dämon zu opfern. Man wird es dem Körper nach seinem Tod entnommen haben.«

»Stimmt.«

»Es überlebte.«

»Stimmt auch.«

Ich stieß Suko an. »Willst du mich verarschen?«

»Nein, ich bestätigte dich nur. Wenn es überlebt hat, davon gehen wir ja aus, muss auch die Kraft noch vorhanden sein, mit der es getränkt wurde. Also die Macht des Dämons Baphomet. Es muss wirklich etwas Besonderes sein, dass sich auch jetzt in dieser Zeit noch Menschen finden, die es verehren.«

»Templer…«

»Das klang nicht sehr sicher, John.«

»Ich bin auch nicht sicher, Suko. Ich weiß kaum etwas. Unser Kollege hat von Geheimgesellschaften gesprochen, die hier gegründet worden sind und auch einen Nährboden finden. Da müssen es nicht unbedingt Templer sein, die auf das Herz abfahren.«

»Denkst du an Voodoo?«

Ich hob die Schultern. »Zumindest an eine Variation.«

Suko versuchte, einen weichen Halm abzuknicken, was ihm nicht gelang. »Nein, wir wissen zu wenig, aber Bob Crane ist ein Kenner der Materie. Ich denke, dass er uns auf eine Spur bringen kann. Er hat uns seine Sorgen erklärt, er ist unbelastet zumindest uns gegen über, und wir sollten ihm auch dabei helfen, Kiki zu finden. Oder sehe ich das falsch?«

»Im Prinzip nicht. Was würde geschehen, wenn wir Kiki gefunden hätten?«

»Was verlangst du?«
»Nur eine kleine Gedankenspielerei.«
»Sie würde uns in die Nähe der Gegner führen können, denke ich mal so.«
»Ja.«
»Und das Herz?«
»Was ist damit?«
Suko schlug auf sein Knie. Der Druckzermalmte ein Insekt.
»Könnte sie uns auch sagen, wo es sich befindet?«
»Das wäre das größte.«
»Dann drücken wir uns die Daumen.«
Zunächst einmal mussten wir unserem Freund Bob Crane alle Daumen und Finger zugleich drücken. Ich hatte beim Verlassen des Bootes nicht auf die Uhr geschaut, aber meinem Zeitgefühl nach waren mittlerweile mehr als zehn Minuten vergangen, und noch immer lag das Schiff eingehüllt in einer regelrechten Totenruhe.
Hoffentlich verwandelte es sich nicht in einen explodierenden Sarg.
Auch Suko war nervös geworden, was bei ihm schon etwas heißen sollte. Immer öfter warf er einen Blick auf die Uhr, ähnlich wie der Trainer einer Fußballmannschaft, die kurz vor Schluss nur mit einem Tor führt und schwer in Bedrängnis geraten ist.
Die Luft drückte. Es war auch dunkler geworden, hatte ich den Eindruck. Ich stand auf, ging einige Schritte weiter und blieb dort stehen, wo sich ein heller Sonnenfleck auf dem Boden abgezeichnet hatte. Er hatte an Schatten gewonnen, und als ich einen Blick durch die Lücke im Blattwerk über mir warf, entdeckte ich tatsächlich die dunkle Wolke, die wie eine Drohung über uns hing.
»Sieht nach Regen aus«, kommentierte ich.
»In dieser Region ist es kein Wunder.« Suko wollte noch etwas sagen, aber sein Gesicht fror ein. Im nächsten Augenblick jedoch entspannte es sich wieder, ein breites Lächeln glitt darüber hinweg, dann lachte er und sprang in die Höhe. Er klopfte auf beide Schenkel, und ich hatte mich längst gedreht.
Bob Crane stand an Deck. Den rechten Arm hatte er in die Höhe gestreckt, Ring und Mittelfinger so ausgestreckt, dass sie das V bilden konnten, das Zeichen für den Sieg.
»Alles klar?«, rief ich.
Er schlug den Arm nach unten. »Gewonnen, Freunde!«

***

Das Herz lag frei!
Kiki Lafitte wollte es kaum glauben, obwohl sie diese Tatsache nicht wegleugnen konnte. Es war tatsächlich dank seiner Kraft aus dem Boden gekrochen und hatte es geschafft, die Bohlen zu durchbrechen.

Da kam Kiki nicht mit, das konnte sie nicht nachvollziehen, es ging einfach über ihren Verstand.

Es wäre normal gewesen, wenn sie die Hände vor ihr Gesicht geschlagen hätte, um diesen Gegenstand nicht zu sehen. Seltsamerweise gelang ihr das nicht. Dieses Herz übte nahezu eine magische Faszination auf sie aus, und ihr Blick wurde immer wieder von dem röt-, bräun- und grünlich schimmernden Gegenstand angezogen, der von seiner Form her nicht unbedingt ein Herz hätte sein müssen, aber Kiki fiel auch nichts anderes dazu ein. Zudem dachte sie an die Nacht, als man sie so blitzartig entführt hatte. Da waren die Männer wie Schatten herangehuscht, hatten sie aus dem Bett gerissen und ihr einen Sack über den Kopf gestülpt. Sie hatte nichts mehr sehen können, zudem war der Sack noch in Halshöhe zusammengebunden worden, aber sie hatte die Stimmen ihrer Entführer gehört und auch einige Sätze verstanden.

Da war es um ein Herz gegangen, um das gefährliche und jetzt freiliegende Zentrum eines Dämons. Kurz danach war sie dann betäubt worden. Jemand hatte ihr kurzentschlossen eine Spritze in den Arm gerammt, und der Rest war dann leicht.

Und nun sah sie es.

Es war aus dem Loch gekrochen und lag dort wie ein dunkler, feuchter und zuckender Klumpen. Es hätte auch wieder zurückfallen können, aber es war ihm tatsächlich gelungen, sich so zur Seite zu wälzen, dass dies nicht mehr möglich gewesen war.

Poch… poch …

Das Herz schlug noch immer. Nur hörten sich die Geräusche jetzt anders an. Sie erreichten nicht mehr so dumpf die Ohren der jungen Frau, weil sie durch keine Bohle mehr gedämpft wurden. Vielleicht bildete sie sich die Schläge auch nur ein, denn die Erinnerung der nahen Vergangenheit stand einfach noch zu deutlich vor ihrem geistigen Auge.

Was sollte sie tun?

Kiki wusste es nicht. Sie hatte noch immer starke Angst, aber diese Furcht war nicht so intensiv, als dass sie ihr Denken völlig überdeckt hätte. Der Verstand arbeitete noch, und der wiederum sagte ihr, dass sich das Herz nicht grundlos aus seinem Versteck gelöst hatte.

Es gab ein Motiv, es wollte etwas von ihr.

Konnte ihr ein derartiger Gegenstand gefährlich werden?

Noch immer auf dem Boden hockend versuchte Kiki, darüber nachzudenken. Sie war ein Kind des Südens. Mutter Kreolin, Vater Weißer. Beide Elternteile hatte sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Sie hatten zuletzt in den Slums von Baton Rouge gelebt. Ob sie überhaupt noch am Leben waren, stand nicht fest.

Es war ihr zwar nicht egal, aber sie war ihren Eltern immer eine Last

gewesen. Manchmal hatte es auch andere Stunden gegeben. Da hatte sie am späten Abend und in der Nacht mit ihnen zusammengesessen und hatte ihrer Mutter gelauscht und zugehört, wenn diese von den unheimlichen Zauberarten gesprochen hatte, die es noch immer gab. Denn viele Menschen glaubten daran, und besonders der Voodoo-Kult breitete sich immer weiter aus, wobei er sich mit anderen Kulten vermischte, denn sehr oft geisterte auch der Begriff Macumba durch die Nacht, wobei die Menschen dann einen noch größeren Schauer bekamen.

Voodoo und Macumba – Herzen, die lebten, ohne dass sie in einem Körper steckten, das klang nicht nur gefährlich, das war auch oft grauenhaft.

Kiki wusste nicht, wie alt das vor ihr liegende Herz war und wem es einmal gehört hatte, ihr war nur klar, dass sie sich in seinem Bann befand, denn immer mehr hatte sie den Eindruck, als wäre es dabei, die Kontrolle über sie zu gewinnen.

Poch… poch …

Die Schläge klangen wieder lauter. Kiki hatte das Herz nicht aus den Augen gelassen. Beim ersten und beim zweiten Geräusch hatte es sich vom Boden erhoben und war wieder zurückgefallen, wobei es jedes Mal ein klatschendes Echo hinterlassen hatte.

Der Schweiß wurde dichter.

Ihre Furcht verstärkte sich.

Die Stille nahm zu.

Diese drei Tatsachen drangen gebündelt auf sie ein, gleichzeitig sorgten sie dafür, dass es endlich bei ihr zu einer Handlung kam.

Die Stille in ihrem Versteck war vorhanden, und sie hatte sich auch draußen nicht verändert, denn von außerhalb der Wände drang ebenfalls kein Geräusch mehr an ihre Ohren.

War sie allein?

Der Gedanke daran verursachte einen Adrenalinstoß. Noch weigerte sich Kiki, darüber Freude zu empfinden, denn es war nur eine Annahme und kein Beweis.

Bisher hatte sie auf dem Boden gesessen und sich so klein wie möglich gemacht. Nun änderte sie ihre Haltung. Den rechten Arm streckte sie aus und stemmte ihre zur Faust geballte Hand auf die feuchten Bretter, um sich so in die Höhe drücken zu können.

Die Muskeln hatten sich durch das lange Sitzen verkrampft, und sie konnte einen heftigen Zitterstoß nicht vermeiden. Deshalb stützte sie sich auch jetzt an der Wand ab, als sie in die Höhe kam. In den Knien erklang ein Knacken, und in den Beinen blieb nach wie vor ein taubes Gefühl zurück, aber sie konnte stehen und fiel nicht um.

Ein kleiner Sieg!

Kiki freute sich darüber. Sie wusste genau, dass sie es nicht auf

einmal schaffen konnte. Sie musste sich Etappen setzen und dann immer nur einen Schritt vorankommen. Dabei durfte sie nichts überstürzen, so schwer es ihr auch fiel.

Und sie durfte vor allen Dingen das Herz nicht aus den Augen lassen. Es war ungemein wichtig, es war die zentrale Stelle. Obwohl es verhältnismäßig klein war, war es für sie ein unheimlicher Angstmacher, der alle anderen Gefühle ausschaltete.

Kiki ließ es nicht aus den Augen!

Plötzlich ekelte sie sich auch davor, so wie es auf dem Bretterboden lag. Klumpig und widerlich, wie weggeworfen, dabei zuckend und feucht. Einfach obszön.

Der Speichel war in ihrem Mund regelrecht getrocknet. Sie schluckte einige Male trocken und hatte dabei den Eindruck, dass sich kristalliner Staub in ihrer Kehle festsetzte. Wenn jemandsie jetzt aufgefordert hätte zu reden, bei Gott, sie hätte nicht ein Wort normal hervorbringen können.

Die Lichtverhältnisse hatten sich nicht verändert. Auch weiterhin sickerte durch die Ritzen an der Wand der Schein des Tages, nach wie vor grünlich verfärbt, ein Beweis dafür, dass dieses Versteck nicht mitten in der Stadt lag, sondern an deren Rand, bestimmt nahe der gefährlichen Sümpfe.

Streifen wurden nicht auf den Boden gemalt, dafür war das Licht nicht klar genug. Es verschwamm schon sehr bald, als wollte es sich der Farbe des Herzens anpassen.

Auch die Tür war noch vorhanden. Da hatte sich nichts verschoben, da war nichts verändert, auch wenn es ihr manchmal so vorgekommen war. Sie musste nach rechts gehen, um die Tür zu erreichen, denn sie war der einzige Fluchtweg, auch wenn er verschlossen war.

Kiki ging davon aus, dass es ihr leichter fallen würde, die Tür aufzubrechen als die Wände, und sie nahm allen Mut zusammen, als sie sich nach rechts bewegte.

Es klappte.

Das Herz bewegte sich nicht in ihre Richtung. Es lag weich und klumpig auf dem Boden, es zuckte, aber seltsamerweise schlug es nicht mehr. Sie hatte den Eindruck, als würde es atmen, sich aufpumpen, um sich allmählich zu vergrößern, ähnlich einer dicken, fetten Kröte, die sich aufblies.

War das überhaupt möglich? Konnte so etwas passieren? Kiki machte sich durch ihre eigenen Gedanken verrückt, die Fantasie quoll bei ihr über, und sie stellte sich schon jetzt die schrecklichsten Dinge vor, die mit dem Herz passieren könnten.

Nein, nein, nein! Sie hämmerte sichein, normal zu bleiben und nicht durchzudrehen.

Der zweite Schritt.

Wunderbar, es klappte alles. Sie verlor sogar die schlimme Steifheit aus ihren Beinen. Die Muskeln spielten wieder mit und bewegten sich in dem Rhythmus, der ihnen vom Gehirn vorgegeben wurde.

Das Wunder rückte näher, besonders nach dem dritten, dem vierten und dem fünften Schritt.

Zu früh, um Jubelschreie auszustoßen – viel zu früh! Kiki riss sich auch zusammen. Ihr etwas puppenhaftes Gesicht mit der jetzt angstbleichen und ebenfalls leicht grünlich verfärbten Haut war verzerrt.

Ihr Mund stand offen, und sie stieß den Atem heftig und in Intervallen aus. Dabei hatte sie das Gefühl, das Herz zu stören, aber es reagierte nicht und blieb auf derselben Stelle liegen.

Es rollte und bewegte sich, ohne jedoch von der Stelle zu kommen.

Es kämpfte mit sich selbst, als wollte es einen großen Widerstand überwinden, der nur für das Herz persönlich Bestand hatte.

Kiki kümmerte sich nicht darum. Der wie gemalt aussehende Ausschnitt der Tür war ihr wichtiger, auch wenn sie an der Innenseite keine Klinke entdeckte.

Das Leben hatte ihr wirklich nichts geschenkt. So manches Mal hatte sie kämpfen müssen, um überleben zu können, und sie hatte in dieser Zeit auch ihre körperlichen Kräfte verbessert. Darauf vertraute sie jetzt. Kiki sah nicht wie eine Kämpferin aus, sie hatte sich keine großen Muskelpakete aus dem Fitnesscenter geholt, sondern war eher schlank. Schlank wie eine Katze. Ob sie auch sieben Leben hatte?

Mit dem nächsten Schritt kam sie wieder näher an die Tür heran, und Kiki maß schon jetzt nach, wie weit sie noch zu gehen hatte.

Das Verlies war nicht eben groß, nur kam es ihr jetzt doppelt so breit und doppelt so lang vor.

Weitergehen…

Sie stand vor der Tür.

So plötzlich, dass sie selbst erschrak, und sie dachte für einen Moment daran, wie einfach dies doch gewesen war. Das hätte sie schon längst vorher haben können. Sie war dumm gewesen, es nicht getan zu haben. Wahrscheinlich hatte sie das Pochen davon abgehalten, darauf brauchte sie jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie beide Hände flach gegen die Türbretter legte und festzustellen versuchte, wie stark die Tür eigentlich war.

Ziemlich stark sogar. Zwar waren die Bretter feucht, wie eigentlich alles hier in diesem Klima, aber leider nicht so verfault und nachgiebig, als dass sie sich durchgebogen hätten, und dies wiederum machte ihr nicht eben Mut.

Dennoch war die Tür die Chance.

Kiki trat einen Schritt zurück. Mit einer knappen Bewegung strich sie ihr schwarzes Haar zurück. Eine Strähne blieb auf dem Kopf kleben und fiel nicht mehr nach unten.

Ein sehr kurzer Anlauf, mehr ein Vorschnellen, dann prallte sie zum ersten Mal gegen die Tür, spürte, dass das Holz leicht nachgab, sie aber wieder abfing und als Erfolg letztendlich der leichte Schmerz in ihrer Schulter zurückblieb.

Das ging so nicht.

Eine andere Möglichkeit war, wenn sie versuchte, die Tür einzutreten. Glücklicherweise trug sie dicke Schuhe undnicht die dünnen Leinentreter oder Mokassins.

Sie ging weiter zurück.

Drei Schritte, noch einen, sie blieb stehen und schielte nach rechts, denn ihr war wieder das verdammte Herz eingefallen.

Es hatte seine Lage nicht verändert.

Kiki lachte leise auf. Wieso auch sollte sich die Lage verändert haben? Es hatte weder Beine noch Füße, es konnte sich nicht bewegen, es rollte sich nicht davon, es schlug nicht einmal hörbar, sondern blieb dabei leise und normal.

Nein, nicht normal. Es hätte längst zu einem vertrockneten Klumpen werden müssen, den sie dann hätte zertreten können. Es war alles furchtbar.

Die Tür!

Kiki konzentrierte sich auf sie und maß noch einmal die Entfernung ab, als wäre sie eine Hochspringerin, die sich genau ausrechnet, wie viele Schritte sie laufen musste, um das Absprungbrett auch exakt zu erreichen. Das musste klappen.

Sie biss sich auf die Lippe. Konzentration war jetzt das Gebot der Sekunde.

Tief saugte sie die Luft ein.

Der Anlauf.

Sie schnellte vor, an das Herz dachte sie in diesem Augenblick nicht mehr, für sie war einzig und allein die Tür wichtig, die sie eintreten wollte, um in die Freiheit zu gelangen.

Die Tür kam ihr plötzlich vor wie ein starrer Vorhang. In der winzigen Sekunde vor dem Aufprall durchtoste sie die nackte Angst, es nicht schaffen zu können.

Kiki Lafitte prallte dagegen!

Ein Schrei irrte durch ihr Gefängnis. Es war ein lauter Ruf, der sich überschlug, fremd anhörte, und von dem sie doch wusste, dass sie ihn ausgestoßen hatte.

Sie brüllte noch weiter, weil sie dies von den Karatekämpfern kannte, die durch den Schrei ihre Körperkraft noch verstärken wollten. Die Tür schlug zurück.

Ein böser Schmerz raste durch ihre Schulter, aber auch durch die Beine, besonders in Höhe der Knöchel und der Knie, denn damit war sie ebenfalls gegen die Tür geprallt.

Feuer floss zuckend durch die Adern, aber sie hatte trotz ihres Schreis noch etwas anderes gehört.

Ein Knirschen oder Brechen.

Kiki taumelte zurück. Sie stand geduckt da, sie atmete keuchend und versuchte dabei, die Schmerzen zu ignorieren, die sie überfallen hatten. Darauf kam es jetzt nicht an, für sie war die Freiheit wichtiger, und wieder verzerrte sich ihr Gesicht, als sie gegen die Tür schaute.

Noch stand sie…

Kiki schluckte.

Aber sie war deformiert worden. Ungefähr dort, wo die Füße getroffen haben mussten – genau wusste sie das nicht – zeigten sich hellere Streifen oder Splitter im Holz.

Die erste Bruchstelle war geschafft!

Der Riegel mit dem Schloss befand sich an der Außenseite und in einer anderen Höhe. Wenn sie die Tür aufbrechen wollte, dann musste sie es im unteren Drittel versuchen, also dort, wo sie einmal angefangen hatte.

Keine Schmerzen mehr, einfach nicht daran denken, der zweite Anlauf, vielleicht noch ein dritter, dann war die Sache erledigt.

Tief holte sie Luft.

Sie durfte sich jetzt nicht mehr ablenken lassen, beugte sich etwas vor, schlenkerte die Arme aus, die locker von ihrem Körper abhingen, sie war bereit.

Nicht mehr an das Herz denken, doch das Herz ›dachte‹ an sie!

Kiki Lafitte konnte es nicht sehen. Es war ihr einfach unmöglich, sie hatte keine Augen an den Schultern – und dann klatschte etwas Hartes und gleichzeitig Weiches gegen ihren Rücken.

Sie war schon in der Bewegung, taumelte nach vorn, erreichte auch die Tür, aber sie prallte nur steif gegen sie und konnte somit keinen Erfolg erzielen.

Der Druck in ihrem Rücken aber blieb.

Kiki Lafitte wusste genau, dass sich dieser eklige Klumpen an ihr festgekrallt hatte.

Keine Flucht, sondern…?

***

Kanäle, Wasserstraßen, Felder, dazwischen Sumpf und hohes Unterholz bildeten einen Teil der Umgebung von Baton Rouge. Es gab auch eine starke Industrie in diesem Landstrich, aber die Gebiete lagen weiter nördlich und westlich.

Über allem stand die Sonne.

Ich hasste diesen heißen Ball plötzlich, der gnadenlos abstrahlte und alles verbrennen wollte, was sich in seinem Umfeld aufhielt.

Unser Boot fuhr durch einen dieser Kanäle. Das Wasser kam mir schwarz vor. Es gab nirgendwo Schatten, und ich bewunderte die Menschen, die auf den sich rechts und links ausbreitenden Feldern in dieser brütenden Hitze arbeiteten und sich dabei um die weißen Flocken der Baumwolle kümmerten.

Auch Mais wurde hier angebaut, doch der Großteil des Geldes stammte von der Baumwolle.

Wir waren auf diesem Kanal nicht allein unterwegs. Er wurde zumeist von Schiffen benutzt, die schwer beladen waren. Er war verbreitert worden, um auch Containerschiffe aufnehmen zu können.

Hin und wieder überspannten Brücken das Gewässer. Manche noch sehr altertümlich aussehend mit Stahlgerüsten, die wegen des feuchten Klimas sehr oft nachgestrichen werden mussten, andere wiederum waren flach gebaut. Über sie hinweg rollte der übliche Highway-Verkehr. Fahrzeuge huschten heran und wirkten im tosenden Sonnenlicht wie blitzende Raumschiffe, die sich auf den Highway verirrt hatten.

Ich hatte versucht, auf dem Deck so etwas wie Schatten zu finden.

Unter Deck war es ebenfalls nicht auszuhalten, hier oben wehte wenigstens noch etwas Wind, auch wenn er nicht kühlte. Dafür brachte er hin und wieder Gerüche mit, die keinen Menschen begeistern konnten. Im Prinzip roch es nach Wasser, allerdings nach einer sehr fauligen und brackigen Flüssigkeit.

Wir hatten den etwas längeren Weg bewusst in Kauf genommen.

Eine Fahrt durch den Sumpf wäre zwar kürzer, aber auch gefährlicher gewesen, denn noch immer rechneten wir mit einem Hinterhalt. Bestimmt hatten unsere Gegner bereits erfahren, dass wir die Bombe entschärft hatten und davongekommen waren. Jetzt mussten sie sich schnell etwas Neues einfallen lassen. Da wäre ein Hinterhalt im Sumpfland nahezu ideal gewesen, doch das hatten wir zum Glück verlassen. Zudem steckte in den vergrößerten Tanks noch genügend Sprit für einige Meilen, so dass wir nicht Gefahr liefen, liegen zu bleiben.

Unser Ziel war einer der Häfen von Baton Rouge. Und zwar dort, wo eben die Jachten anlegten und die kleineren Privatboote. Bei der River Police waren wir gut aufgehoben, doch bis dorthin lag noch ein weiter Weg vor uns.

Das Steuerhaus ›spendete‹ mir etwas Schatten. Es bestand nur an den oberen drei Seiten aus Glas, in den unteren war es aus festem Holz errichtet worden.

Sehr oft fing sich ein Sonnenstrahl in den Scheiben, dann sahen sie aus, als wollten sie explodieren. Ich hatte ebenfalls die Brille mit den

dunklen Gläsern aufgesetzt, fühlte mich irgendwie kaputt und auch schläfrig, denn noch war ich nicht in der Lage, meine Augen zu schließen und einzuschlafen.

Mein Inneres spielte nicht mit. Die Nervosität war einfach zu groß.

Ich kam mir vor wie in einer Klemme steckend und hatte trotzdem den Eindruck, immer auszubrechen.

Die Unruhe blieb. Sie verstärkte sich auch, je mehr Zeit verging.

Möglicherweise auch deshalb, weil ich versuchte, mich in die Rolle meiner Gegner hineinzuversetzen. Ich überlegte immer wieder, was sie wohl jetzt tun würden.

Ich an ihrer Stelle hätte schon meine Kundschafter ausgeschickt, um das Boot zu suchen. Das mochte durchaus so geschehen sein, deshalb suchte ich auch so gut wie möglich das Ufer ab.

Da geschah nichts Außergewöhnliches.

Menschen, die auf den Feldern arbeiteten und kein einziges Mal die Köpfe anhoben, wenn ein Schiff sie passierte. Für sie war dies ein normaler Anblick, und selbst die Kinder schauten nicht auf.

Auch die gingen ihrer Arbeit nach.

Ich sah auch die Häuser im Hintergrund. Manchmal waren es nur Hütten, die in der heißen Luft zu schwimmen schienen. Auch höhere Bauten gerieten in mein Blickfeld. Sie standen zumeist im Schatten mächtiger Bäume, wahrscheinlich Eichen und Platanen, die in einem Park angepflanzt worden waren.

Suko kam zu mir. Er hatte sich bisher bei Bob Crane aufgehalten, und jetzt ließ er sich neben mir nieder.

»Willst du einen Schluck?«

Ich schaute auf seine rechte Hand. Sie hielt eine mit Zitronenwasser gefüllte Dose. »Kann nicht schaden.« Ich nahm sie, und gemeinsam rissen wir die Lasche ab.

Das Zeug schmeckte leicht bitter, es war kalt, es tat etwas gegen den Durst, aber es würde den großen Schweißausbruch nicht zurückhalten können.

Gemeinsam setzten wir nach dem ersten Schluck die Dose ab. Soeben waren wir dabei, einen tief im Wasser liegenden Frachter zu überholen. Da die Ladefläche verdeckt war, konnten wir nicht sehen, welche Fracht es transportierte.

Ich musste lächeln, als ich mitten auf der Fläche ein junges Mädchen mit kaffeebrauner Haut in einem knallroten Liegestuhl sah. Die Kleine sonnte sich. Dass sie eine gute Figur hatte, war zu erkennen, denn sie trug nur einen hauchdünnen, winzigen Tangaslip.

Auf uns achtete sie nicht, und bald entschwand sie unseren Blicken. »Du hast doch mit Bob geredet, Suko, wisst ihr schon, wie es weitergehen wird?«

»Nein.«

»Das ist nicht viel. Kein Vorschlag?«
»Auch das nicht.«
»Was geht ihm denn im Kopf herum?«
»Kiki Lafitte.«
Ich enthielt mich dazu eines vorläufigen Kommentars, aber ich konnte ihn gut verstehen. Er hatte sein Herz an Kiki gehängt, er hatte sie aus dem Dreckgezogen, sie beinahe schon auf die andere Seite gebracht, und nun kriegte er diesen Nackenschlag.
»Hattest du dir etwas anderes vorgestellt, John?«
»Nein. Wenn ich recht darüber nachdenke, ist es möglicherweise auch genau der Weg, den wir einschlagen müssen.«
»Wieso?«
»Finden wir Kiki, haben wir auch die Verbindung zu unseren Baphomet-Freunden.« Ich nahm die Dose hoch und trank.
»Ist das so einfach?«
Noch immer trinkend nickte ich. Schluckte dann und sagte: »Ja, ich sehe es so.«
»Dann müssten wir wissen, wo Kiki steckt.«
»Das ist eben das Problem. Deshalb habe ich dich auch angesprochen. Hat Bob Crane denn keine Idee?«
»Er sucht sie.«
»Das ist schlecht.«
»Wir haben noch Zeit.« Suko versuchte abzuwiegeln. Er bewegte sich träge, und ebenso langsam trank er auch.
Ich schnippte mit dem Fingernagel gegen die Außenhaut der Dose und lauschte dem dabei entstehenden Klang nach. »Nein, ich glaube nicht, dass wir noch Zeit haben.«
»Warum nicht?«
»Weil ich davon ausgehe, dass sich ihre Schlinge bereits über unseren Köpfen befindet.« Ich berichtete Suko von meinen Bedenken, mit denen ich mich beschäftigt hatte, bevor er gekommen war.
Der Inspektor stimmte mir zu. »Ja, das ist möglich. Das ist alles wahr, aber wir können doch nichts tun. Wir greifen ins Leere. Ich habe mich mit Bob über das Thema unterhalten. Er war der Meinung, dass wir noch einmal Zeugen suchen sollten.«
»Wo denn?«
»Man hat Kiki aus ihrer Wohnung geholt. Mitten in der Nacht sind sie erschienen, und es muss einfach einige Zeugen geben, die etwas gesehen haben, denn sie lebt in einer Gegend, in der man nicht eben mit den Hühnern schlafen geht.«
Ich hob die Schultern. »Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, müssen wir dabei bleiben.«
»Das denke ich auch.«
Die Sonne war mittlerweile weitergewandert. Ich merkte es daran,

dass der Schatten der Wand abnahm, und in der prallen Hitze sitzen wollte ich auf keinen Fall.

Ich stand auf. Suko schaute mich fragend an. »Ich werde mich mal mit Bob unterhalten.«

»Tu das.«

Am Ruderhaus stand die Tür offen. Wind fuhr trotzdem so gut wie keiner hinein. Bob hatte sein Shirt abgestreift und stand mit nacktem Oberkörper da.

Er lächelte etwas verbissen, als ich mich neben ihm aufbaute.

»Was ist?«, fragte ich.

»Du siehst aus, als wärst du hergekommen, weil du einen Rat brauchst. Stimmt's?«

»So ungefähr.«

»Wobei soll ich dir raten?«

»Ich suche nach einem Plan, Bob.«

»Ich auch«

»Demnach haben wir beide keinen.«

Er grinste. »Stimmt.«

Ich lehnte mich gegen die Wand, an der einige Fotografien berühmter Segelschiffe hingen. »Etwas müssen wir tun. Wir können doch nicht die Kanäle rauf und runter schippern.«

»Stimmt, John. Es wird auch nicht mehr lange dauern, und wir verlassen den Kanal.«

»Nicht nur aus Spaß – oder?«

»Nein, wir müssen abbiegen. Diese Wasserstraße würde uns in den Industriehafen führen, was uns überhaupt nichts bringt. Wir werden versuchen, die Spur woanders aufzunehmen, und zwar später bei meinem Schützling.«

»Davon sprach auch Suko.«

Er warf mir einen skeptischen Blick zu. »Du hast dich nicht begeistert angehört, John.«

»Das bin ich auch nicht.«

»Was stört dich?«

Ich hob die Schultern. »Wenn die Gegner so mächtig sind, werden die Menschen in Kikis Nähe gewusst haben, mit wem sie es zu tun bekommen. Ich glaube nicht, dass sie den Mund aufmachen werden. Das ist wie mit der Mafia, da redet auch niemand freiwillig. Es sei denn, er ist lebensmüde. Egal, in welchen Teil der Welt du dich begibst, die Regeln sind immer irgendwie gleich.«

»Leider stimmt das.«

»Und du weißt wirklich nicht mehr, Bob? Hast du keinen Verdacht, wer hinter dem Ganzen steht? Wer diese Gruppe leitet? Ob es Templer sind oder andere Teufelsanbeter. Es gibt ja verdammt viele dieser schrecklichen Sekten.«

Crane hob die Augenbrauen. »Teufelsanbeter hast du gesagt? Klingt mies, gleichzeitig auch nicht schlecht.«
»Aha. Habe ich den Finger in die Wunde gelegt?«
Bob schaute nach vorn. In der Ferne erschien eine Wasserstraßenkreuzung. »Wunde ist vielleicht zu viel gesagt. Ich würde es eher als Schramme bezeichnen.«
»Gut, bleiben wir dabei. Was also ist mit diesen Teufelsanbetern, Bob?«
»Das weiß ich nicht. Es gibt sie. Hier im Süden sogar mehr als im Norden.«
»Hatte denn Kiki Kontakt zu ihnen?«
»Nicht dass ich wüsste. Sie hat sich aus diesen Dingen immer herausgehalten, weil sie auch Furcht davor hatte.«
»Grundlos?«
Er hob seine Schultern und nahm danach etwas Fahrt weg, denn die Einmündung erschien, und vor ihr stauten sich im Moment noch zwei Schleppkähne. Die Gegend hatte sich auch verändert. Felder sah ich nicht mehr, dafür wuchs wieder dichtes Unterholz oder Gestrüpp bis nahe an die Ufer des Kanals heran.
An der rechten Seite schimmerte bereits ein silbrig dunkler Wasserarm. Ich wusste, dass wir in diese Richtung mussten, um den Jachthafen zu erreichen.
»Bitte, Bob, wo bleibt die Antwort?«
»Sie hatte Furcht vor ihnen, aber nicht, weil sie selbst damit zu tun bekam, Kiki zitierte da mehr ihre Mutter, die sie immer wieder vor diesen Dingen gewarnt hatte. Sie ist Kreolin und steht gewissen Phänomenen aufgeschlossener gegenüber als die Weißen.«
Ich verzog den Mund. »Dann bleibt uns wirklich nicht viel.«
»Das sehe ich leider auch so.«
Ich ließ meinen Blick wieder über die Uferregion streifen und entdeckte ein knallgelbes Fahrzeug, das sich auf irgendeinem schmalen und nicht geteertem Weg fortbewegte, auch daran zu erkennen, dass dünne Staubwolken in die Höhe gewirbelt wurden. Dass ein Fahrzeug am Kanal entlangfuhr, war nichts Außergewöhnliches, mich störte nur dabei, dass es sich so langsam fortbewegte, als wollte es mit uns Schritt halten und uns auf keinen Fall überholen.
Es stoppte.
Auch wir hatten noch mehr an Fahrt verloren. Wir mussten warten, bis uns die beiden Schlepper eine Weiterfahrt und ein Abbiegen ermöglichten.
Ich machte Bob auf den gelben Wagen aufmerksam.
Er schaute hin, hob die Schultern und fragte: »Wieso, was ist denn mit ihm?«

»Kennst du ihn?«
Bob nahm es mit der Antwort genau. Er warf dem Wagen noch einen Blick zu, bevor er den Kopf schüttelte. »Nein, John, nicht dass ich wüsste. Es ist ein normales Fahrzeug. Was stört dich an ihm?«
»An dem Wagen nichts, auch die Farbe ist mir egal. Nur ist das Auto ziemlich langsam gefahren worden. Sein Lenker fuhr nicht schneller als wir. Er blieb mit dem gelben Auto auf einer Höhe, und das hat mich misstrauisch gemacht. Und jetzt hat er gehalten.«
Bob stellte sich auf die Zehenspitzen. Mehr sehen konnte er trotzdem nicht, und Suko, der sich ebenfalls in das Führerhaus drängte, bestätigte meine Vermutung. Auch ihm war das Fahrzeug aufgefallen. Damit war es mit unserer relativen Lässigkeit vorbei.
»Am liebsten würde ich von Bord gehen und den Leuten dort einen Besuch abstatten«, murmelte er.
Schräg schaute ich ihn an. »Gehst du davon aus, dass in dem Fahrzeug mehrere sitzen?«
»Ja.«
»Lass es lieber bleiben!«, warnte Bob. »Außerdem wird die Fahrrinne gleich frei.«
Er hatte Recht. Ein flacher gewaltiger Koloss schob sich vor uns her undüberquerte die Wasserkreuzung. Er fuhr geradeaus weiter, nahm den direkten Weg zum Hafen, dessen Umrisse sich wie ein schwach gezeichnetes Bild in der Ferne abhob. Im Glanz der Sonne wirkten die hohen Türme der Silos und die Skelette der Kräne wie Teile einer futuristischen Welt, die nur für Auserwählte zugänglich war.
Der Querkanal war nicht so aufwendig gebaut worden wie unser.
Zwar hatte man die Wände abgestützt, aber es war auf Beton verzichtet worden, so dass das Wasser zwischen Böschungen stand und auch deren dunkelgrüne Farbe angenommen hatte, denn auf den Hängen wuchs dichtes Strauchwerk, durchzogen von fettig wirkenden Sumpfpflanzen. Sie hatten ihre Arme oft wie Tentakel ausgestreckt und dann auch nach unten gedrückt, als wollten sie mit ihren Enden das dunkle Kanalwasser schlürfen.
Suko und ich hatten Bob die Führung des Boots wieder überlassen und standen an der Backbord-Reling. Unsere Blicke glitten über das nahe Ufer hinweg, und natürlich galt die Aufmerksamkeit dem gelben Fahrzeug, das noch immer stand und von sattgrünen Sträuchern gut gedeckt wurde.
Dennoch entdeckte Suko den hellen Reflex. Er drehte sofort den Kopf zu mir hin.
Ich nickte.
»Dann hast du es auch gesehen?«
»Sicher.«
»Da könnte jemand ein Glas vor seine Augen gehalten haben, um uns

besser unter Kontrolle zu halten«, sagte er. »Ob die nicht wissen, dass auch wir sie gesehen haben?«

»Sie halten sich eben für super.«

»Sollen sie…«

Der gelbe Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Er rollte so langsam an, dass keine Staubwolken in die Höhe wirbelten. Sobald wir aber den neuen, und auch schmaleren Kanal erreicht hatten, gab der Fahrer Gas und brauste davon. Jetzt wirbelte der Staub wie graugelber Nebel auf und verdunkelte unsere Sicht.

»Es ist weg!«, murmelte Suko.

»Bist du sicher?«

»Vorerst zumindest.«

Ich schwieg und betrat das Ruderhaus. Bob Crane hatte ebenfalls gesehen, was passiert war. »Es hat ein Zufall sein können«, sagte er.

»Vielleicht waren das Kontrolleure, die bei ihrem Job die Ufer abfahren müssen. Das gibt es. Dieser Kanal hier gehört zu den alten. Es wird kaum noch etwas verschifft. Ihr werdet sogar an den beiden Seiten noch Treidelpfade finden.«

»Dann sind wir also allein auf dem Wasser?«, vermutete ich.

»Das kann durchaus sein.« Bob hob die Hände und senkte sie wieder. Fast streichelnd umfasste er das Ruder. »Wer hier fährt, der tut es zum Vergnügen, aber es werden immer weniger Menschen. Viele sind zu verwöhnt. Sie kommen mit der Natur nicht mehr zurecht. Vor allen Dingen nicht mit den verdammten Insekten. Ich für meinen Teil kenne diese Strecke relativ gut. Da haben wir vor einigen Monaten Dealer gejagt.« Die Erinnerung daran ließ ihn grinsen.

»War eine heiße Jagd, die hätte direkt in einen Bond-Film gepasst.«

»Hattet ihr Erfolg?«

»Und wie. Das Boot der Dealer raste die Böschung hoch, lernte fliegen, prallte auf, explodierte schließlich und verbrannte mit Menschen und dem Heroin.«

»Nicht schlecht.«

»Ja, wir hatten auch kein Mitleid mit den Dealern. Diese Schweine haben unzählige Menschen auf dem Gewissen gehabt. Es waren übrigens Weiße, die aus dem Norden kamen.« Er zwinkerte mir zu.

»Nicht alle Dealer sind farbig, auch wenn es in den TV-Serien oft so erscheint.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen.«

Ich verließ ihn und ging bis zum Bug des Schiffes, um dort stehen zu bleiben. Mein Blick glitt über die Wasserfläche hinweg, die völlig veralgt war. An manchen Stellen sah das Wasser sogar aus, als bestünde es ausschließlich aus Schlamm.

Der Bug schob auch keinen weißen Bart vor sich her. Irgendein grünes Zeug umquirlte ihn. Auch dieser alte Kanal stach kerzengerade

in das flache Land hinein und schien an seinem Ende mit dem Horizont verschmelzen zu wollen. Das war ungefähr dort, wo die heiße Luft am meisten flimmerte und zitterte, aber zuvor sah ich noch einen Schatten, der die Wasserstraße von einer Seite zur anderen überspannte.

Es war eine alte Brücke. Wir näherten uns langsam, und ich konnte erkennen, dass sie aus Holz bestand.

Zwei fast kopfhohe Wände bildeten die seitlichen Abgrenzungen.

Zwischen ihnen lief die Fahrbahn durch, und an den vier seitlichen Trägern der Brücke wuchsen so dichte Schatten, dass ich nicht einmal hindurchschauen konnte.

Hier hatte sich die Natur festgeklammert und hervorragende Bedingungen gefunden, um sich ausbreiten zu können. Das dichte Strauchwerk ragte bis in das Wasser hinein. Es waren schon Mangrovenwurzeln, die sich im Grund festklammerten und durch ihren breiten Wuchs die Fahrrinne verengten.

Ich wusste auch nicht, was mich an der Brücke störte. Zumindest hob ich die dunkle Brille an, um ihre Einzelheiten besser erkennen zu können. Es war nichts da, was mich misstrauisch werden ließ.

Der Weg oder die schmale Straße, die links und rechts auf die Brücke zulief, war leer und dampfte unter der Sonnenglut.

In meiner Umgebung war es still geworden. Nur das Geräusch des tuckernden Motors begleitete mich bei meinen noch immer misstrauischen Gedanken. Ich drehte mich um.

Suko hatte sich hingehockt und seinen Platz auf vier übereinander liegenden Rettungsringen gefunden. Als er meine Bewegung sah, hob er sein Kinn an. »Ist was Besonderes zu sehen, John?«

»Nein, nur eine Brücke.«

»Leer.«

»Schau selbst.«

Er winkte ab. »Wenn du das so sagst, dann ist es okay. Ach so, Bob hat gesagt, dass wir in einer halben Stunde ungefähr am Ziel sind. Er wird bald Kontakt mit der River Police aufnehmen.«

»Warum?«

»Der Wagen geht ihm nicht aus dem Sinn. Im Nachhinein ist er misstrauisch geworden. Er will wissen, ob das Fahrzeug bei den Kollegen bekannt ist. Mehr Spuren haben wir ja nicht.«

Da brauchte ich nichts hinzuzufügen.

Ich schaute wieder nach vorn und stellte fest, dass die Brücke ziemlich nahe herangerückt lag. Sie überspannte den Kanal zudem in einer geringeren Tiefe, als es zuvor aus der Ferne ausgesehen hatte. Dort, wo das dichte Buschwerk wuchs, war die Luft so feucht geworden, dass sich Nebel hatte bilden können.

Ich schaute zum linken Ufer.

Da war nichts.
Ich blickte zum rechten.
Auch hier sah ich das Buschwerk. Grün bis schwarz, sehr dicht, aber doch mit Lücken versehen.
Durch eine Lücke schimmerte etwas Gelbes.
Dort stand der Wagen!

***

Ich tat zunächst gar nichts. Auf keinen Fall wollte ich durch zu heftige und verräterische Bewegungen auffallen, die irgendwelche Gangster auf mich aufmerksam gemacht hätten. Zudem hatten wir noch eine kleine Strecke zu fahren, bis wir uns auf einer Höhe mit dem gelben Auto befanden.
Ich ging nur langsam zurück.
Neben Suko, der nichts gesehen hatte, blieb ich stehen. Er schaute zu mir hoch, hielt die Augen verengt und lauschte meinen leise gesprochenen Worten. »Bleib sitzen, auch wenn es dir schwer fällt. Auf der rechten Uferseite steht der gelbe Wagen. Das Gesträuch verdeckt ihn fast völlig, aber ich habe mich nicht geirrt. Er ist da.«
»Scheiße.«
»Ich sage Bob Bescheid.«
»Okay, dann suche ich mir schon eine Deckung.«
»Rechnest du mit einem Beschuss?«
»Du bist gut. Geben wir nicht ein herrliches Ziel ab?«
»Das stimmt.«
»Noch was, John. Die MPs liegen übrigens griffbereit im Ruderhaus. Nur zur Sicherheit, falls wir sie brauchen.«
»Ja, ich weiß.«
Recht zügig, doch wenig auffallend näherte ich mich dem Ruderhaus. Hinter der Scheibe sah ich den G-Man stehen. Das Sonnenlicht hatte das Glas irgendwie verformt und auch den dahinter stehenden Mann, der deshalb wie eine übergroße Gestalt aus Knetgummiwirkte, bei der ein Künstler vergessen hatte, wie der menschliche Körper aussah.
Ich schwang mich neben ihn. Crane schaute auf und wunderte sich, als er mein ernstes Gesicht sah.
»Ärger?«
»Ja, der Wagen ist da.«
Bob zuckte zusammen. »Wo?«
»Am rechten Ufer, nahe der Brücke!«
Bob Crane blieb ruhig. Er nahm nur ein wenig Fahrt weg. »Was sollen wir unternehmen?«
»Keiner von uns weiß, was sie vorhaben, Bob.«
»Hm.« Er blickte zum rechten Uferstreifen hin. Auch ich hatte den Kopf leicht gedreht, und ich musste schon sehr genau hinschauen, um

die gelbe Farbe zwischen den dunklen Büschen schimmern zu sehen. »Es steht nicht fest, dass sie uns an den Kragen wollen«, sagte der G-Man. »Oder denkst du anders darüber?«

»Nein. Beweise haben wir nicht. Nur bin ich davon überzeugt, dass es die Vorhut ist, die das Syndikat oder wer auch immer geschickt hat. Sie werden nicht wollen, dass wir unser Ziel erreichen. Sie sind verdammt unsicher. Nichts soll an die Öffentlichkeit gelangen. Ich weiß nicht, was da genau hinter ihnen steckt, aber die Gefahren werden nicht unbedingt kleiner werden.«

Auf dem Deck bewegte sich Suko. Ich bemerkte es zwar, achtete im Gegensatz zu Bob nicht darauf. Bis der G-Man sagte: »Dein Kollege will was von dir.«

Da war Suko schon am Ruderstand. Er drängte sich nicht hinein, doch was er uns sagte, schockte leicht. »Sie sind oben auf der Brücke!«

»Was?«

»Ja, Bob, sie…«

Ich hatte hingeblickt und sah die Gestalten, die nebeneinander erschienen, als sie sich aufrichteten und mit ihren Köpfen über das Geländer hinwegschauten.

Es waren zwei Männer, und keiner von beiden war gekommen, um uns nur zuzuwinken.

Plötzlich schimmerte Waffenstahl im Licht der Sonne.

Und einen Moment später hämmerten die beiden Maschinenpistolen…

***

Etwas klebte wie ein feuchter Schwamm oder Klumpen auf Kikis Rücken und raubte ihr für einen Moment den Atem. Nicht etwa, weil sie es nicht geschafft hätte, Luft zu holen, es war einfach der Schock, der sie buchstäblich erstarren ließ, denn mit einer derartigen Überraschung hatte sie nicht gerechnet.

Es ist das Herz! schoss es ihr durch den Kopf. Es ist dieses übergroße, verdammte Herz, das dich erwischt hat. Sie stand da mit offenem Mund, als wäre der Schrei auf ihren Lippen erstickt. Die Augen waren verdreht, sie konnte keine Luft mehr bekommen, der Druck in ihrem Rücken nahm zu und verwandelte sich gleichzeitig in einen Sog.

Vor ihr befand sich die Tür. Sie hatte an eine Rettung geglaubt und auch gehört, wie das Holz schon gesplittert war – und nun…

Das Herz zerrte an ihr. Es hatte eine Kraft, die sie nicht begriff. Es schien aus Saugnäpfen zu bestehen, die sich an ihrer Kleidung festgehakt hatten.

Kiki wusste nicht, was sie unternehmen sollte. Nur die wahnsinnige Angst schoss hoch und vernebelte ihre Sinne. Das Herz empfand sie als widerlich. Es klebte und hatte sich an ihr festgesaugt. Es war da, es

klopfte, es hämmerte mit seinen dumpfen Schlägen.

Poch – poch – poch!

Hart und rasch hintereinander. Ein wütender Rhythmus, den Kiki genau spürte, denn seine Echos wurden durch nichts aufgehalten.

Sie pflanzten sich durch ihren Körper fort, so dass sie den Eindruck bekam, als wollte sich der fremde Rhythmus des ebenfalls fremden Herzens ihrem eigenen anpassen.

Ein Gleichklang der Herzen!

Das zu glauben, war furchtbar für sie. Deshalb hatte sie all ihre Chancen auf Null gedreht. Sie wusste, dass nichts mehr lief. Diese primitive Hütte war für sie zu einem Grab geworden.

Es hing an ihr wie eine Klette. Es war böse, es war ein Untier, ein dämonischer Schwamm, es war einfach widerlich und pervers. Aber es behinderte sie nicht so stark, als dass Kiki ihren Fluchtversuch hätte aufgeben müssen.

Warum eigentlich?, schoss es ihr durch den Kopf. Warum soll ich denn nicht noch einmal gegen die Tür rennen und…

Sie richtete sich auf. Es fiel ihr nicht leicht, den Rücken durchzudrücken, für die Dauer weniger Sekunden schloss sie die Augen, da sie sich einzig und allein nur auf diese eine Sache konzentrieren wollte. Etwas schoss wie eine Lohe in ihr hoch.

Ein heißer Strom der Furcht, der sich in depressive Gedanken verwandelte.

Ich schaffe es nicht mehr! Das Herz wird… will mich nicht dazu kommen lassen. Es will …

Sie ging nach vorn. Kiki hatte sich von den schrecklichen Gedanken befreit, und als sie genau den Schritt machte, da spürte sie das absolute Grauen.

Noch war es nur Gefühl und nicht-Wissen. Aber dieses Gefühl reichte aus, um sie vor Entsetzen starr werden zu lassen. Das war nicht mehr nur das Herz, das sich da an ihrem Rücken festgeklammert hatte, das musste etwas anderes und völlig Fremdes sein. Ein übergroßer monströser Schwamm, etwas Ekliges, für das sie einfach keinen richtigen Namen fand.

Trotzdem wollte sie es wissen.

Das andere war da. Es nahm an Gewicht zu, es dehnte sich aus, und Kiki spürte sein Gewicht wie einen Rucksack auf dem Rücken, der sie immer mehr nach hinten zerrte.

Sie taumelte…

Das Gewicht nahm weiter zu.

Kiki glaubte sogar, ein scharfes Zischen zu hören, als hätte das Herz ausgeatmet.

Wieder wurde sie von dem Gewicht nach hinten gezerrt. Beim Aufprall hatte es genau zwischen ihren Schulterblättern seinen Platz

finden können, das war nun vorbei, denn die Ausdehnung reichte rechts und links über die Schulterblätter hinweg.

Wenn es eine Chance gab, sich von diesem verdammten Herz zu befreien, dann jetzt. Kiki drückte ihre Arme nach hinten und krümmte sie dann…

Der Schrei blieb in der Kehle stecken.

Wieder flutete das Grauen über sie hinweg. Diesmal stärker und viel schlimmer.

Kiki Lafitte wurde zu einer Gefangenen ihrer eigenen Angst. Sie wollte es nicht akzeptieren, aber die Tatsachen sprachen dagegen.

Das Herz auf ihrem Rücken war mindestens auf das Doppelte angewachsen!

***

Das hässliche Bellen der Maschinenpistolen zerschnitt die Stille. Wir dreiwaren nicht mehr dazu gekommen, uns die Männer genau anzusehen, denn die beiden dort oben hatten die bessere Position. Sie konnten eiskalt abwarten und dabei mit ansehen, wie unser Boot genau in ihren Kugelhagel hineinfuhr.

Innerhalb eines winzigen Moments bestand Lebensgefahr. Wenn die Geschosse das Boot zersiebten, auch wenn sie uns dabei nicht erwischten, war es durchaus möglich, dass sie den Tank trafen und diesen zur Explosion brachten.

Das schoss mir zumindest durch den Kopf, als ich mich blitzschnell duckte, ebenso wie Bob Crane. Wir beiden blieben im Ruderhaus, im Gegensatz zu Suko, der mit einem flachen Hechtsprung zurück auf das Deck sprang, sich dort überrollte und dicht an der Reling versuchte, in einen toten Winkel zu gelangen. Das schaffte er auch, und er kroch mit schnellen Bewegungen auf die Rückseite des Ruderhauses, um dort Deckung zu finden.

Die ersten Garben hatten nur das Dach getroffen, aber nicht das Ruderhaus.

Wieder schossen die beiden Männer.

Diesmal wanderten die Kugeln weiter, und plötzlich zersplitterte über uns die Scheibe.

Glas regnete in das Ruderhaus hinein. Ich hörte Crane fluchen, wahrscheinlich hatte ihn ein Splitter erwischt, und beide wussten wir, dass wir raus mussten.

»John, die MP!«

Suko hatte den Satz geschrien. Die beiden Schusswaffen lagen hinter uns auf einem Sitz.

Blitzschnell griff ich nach der rechten und schleuderte sie nach draußen auf das Deck. Sie schlitterte über die Planken, prallte gegen die Bordwand und bekam einen Drive, der sie nach linksschleuderte,

zum Glück in Sukos Richtung.
Er huschte heran, schnappte sich die Waffe, und ich riskierte einen Blick nach vorn.
Sie standen noch immer auf der Brücke. Aber der Schusswinkel war bereits zu schlecht geworden. Sie hätten sich schon tief nach unten beugen müssen, um das Boot richtig zu erwischen. Wahrscheinlich würden sie erst dann wieder feuern, wenn wir die Brücke durchfahren hatten.
Da schoss Suko.
Wo er stand, konnte ich nicht sehen. Er schickte ihnen eine Salve entgegen und bewegte die Waffe, damit eine Streuwirkung entstand.
Damit hatten die beiden Männer nicht gerechnet. Sie tauchten weg, und einer war nicht schnell genug.
Wie viele Kugeln ihn trafen, sah ich nicht. Dafür riss er die Arme hoch, von seinem Gesicht und dem Kopf war nicht mehr viel vorhanden, dann war er verschwunden.
Auch der zweite ließ sich nicht blicken. Hatten wir den Überfall überstanden?
Crane grinste mich an. Er blutete aus einer Wunde an der Stirn.
Ein Stück Glas war dort wie die Schneide eines Messers über seine Haut gezogen. Mit beiden Händen hielt er die zweite Maschinenpistole fest. Er fragte mich, ob ich das Ruder übernehmen wollte.
»Nur im Notfall.«
»Ich kann es auch feststellen.«
»Dann tu es.«
»Bleibt in Deckung!«
Es war Suko, der den Befehl gebrüllt hatte. Denn einen Augenblick später brach die Hölle los. Von der rechten Uferseite aus wurden wir beschossen. Nur weil wir so flach auf dem Boden lagen, kamen wir glimpflich davon.
Die Kugeln durchschlugen die Wand, als bestünde sie aus Papier.
Sie räumten auf, sie hackten in das Holz, sie fegten noch letzte Glasreste zur Seite, und sie hämmerten gegen das Deck, wo sie in die Planken hineinbissen. Holzsplitter schwirrten durch das Ruderhaus.
Plötzlich kippte das Boot!
Irgendetwas musste mit dem Ruder geschehen sein. Von Kugeln getroffen, hatte es einen Defekt erlitten, den wir nicht beheben konnten.
Suko feuerte ebenfalls.
Ob er getroffen hatte, kriegten wir nicht mit, denn wir krochen aus dem Ruderhaus hervor, wir schoben dabei Glassplitter zur Seite. Ich riss mir einige kleine Wunden und bekam den Rammstoß voll mit, als das Boot mit seinem Bug dicht neben der Brücke zuerst in das dort wachsende Unterholz gefahren und dann gegen die schräge Böschung

geprallt war. Ich rutschte über das Deck, schützte den Kopf mit den Armen, weil ich nicht gegen die Bordwand prallen wollte, dann bäumte sich unser Boot kurz auf, bevor es wieder zusammensackte, aber nicht mehr freikam, denn der Bug hatte sich in der Böschung festgefressen, und ich bemerkte wie nebenbei, dass die Sonne verschwunden war.

Auch die Schüsse waren verstummt. In diesen langen Augenblicken herrschte eine nahezu gespenstische Stille. Ich drehte mich auf den Rücken und sah den Grund, weshalb die Sonne sich verzogen hatte.

Es lag an der Deckung, in die das Boot gefahren war. Die Pflanzen und das Unterholz hatten über einem Teil des Schiffes ein grünes Dach gebildet, das uns im Augenblick zumindest vor den Kugeln der Gangster schützte.

Als ich mich aufgesetzt hatte, hörte ich Schritte. Suko hetzte geduckt über das Deck auf mich zu.

»Du blutest, John!«

»Nur eine Schramme.« Mehr war es wirklich nicht. Am linken Arm und an der rechten Hand hatten Glassplitter kleine Wunden hinterlassen, um die ich mich nicht kümmern wollte.

Bob Crane kam ebenfalls zu uns. Er war auch okay, und wir hatten uns tief in die Schatten des Uferbewuchses zurückgezogen. Wir beratschlagten, und wahrscheinlich würden die anderen das Gleiche tun. Dass sie aufgegeben hatten, daran wollte keiner von uns glauben. Wir gingen davon aus, dass da noch etwas laufen würde, und zwar nicht zu knapp. Mit einer derartigen Wendung hatten die Gangster nicht gerechnet, zudem hatten sie einen Mann verloren.

Wir hockten zusammen, und jeder schaute dabei in eine andere Richtung, als wir uns flüsternd unterhielten.

»Hast du gesehen, Suko, wie viele Typen noch am Ufer standen und schossen?«

»Nein. Aber zwei bestimmt.«

»Okay, der eine von der Brücke, dann sind es drei.«

»Damit steht es patt.«, bemerkte der G-Man. Er rückte auch gleich mit dem nächsten Vorschlag heraus. »Ich wäre dafür, von Bord zu verschwinden.«

»Und dann?«, fragte ich.

»Über die Brücke und auf die andere Seite. Wir sollten schnell sein. Ich könnte mir vorstellen, dass sie gleich wieder anfangen zu feuern. Die Distanz vom anderen Ufer her ist kurz genug. Die können unseren Kahn in die Luft schießen.«

»Macht ihr den Anfang«, sagte Suko. »Ich gebe euch Rückendeckung. Los, John, du zuerst.«

Ich ließ mich auch nicht lange bitten, sondern kletterte an der Bugspitze über die Reling hinweg und erreichte mit dem ersten langen

Schritt die schräge Böschung. In ihr klemmte das Schiff fest. Es hatte das dichte und zähe Unterholz durchbohrt wie ein riesiges Messer.

Mit beiden Händen musste ich mich festhalten, um überhabt in diesem dichten Dschungel weiter zu kommen.

Nach knapp einer halben Minute hatte ich den oberen Rand der Böschung erreicht und legte mich flach auf den heißen Boden. Hier stand das Gesträuch weniger dicht, es gab Lücken und helle Flecken, wo die Strahlen der Sonne hintupften.

Noch wagte ich es nicht, mich aufzurichten und zum anderen Ufer hinzuschauen. Stattdessen sah ich den Aufbau der Brücke beinahe zum Greifen nahe vor mir, und auch dort rührte sich nichts. Die Straße, die auf die Brücke zuführte, konnte man vergessen. Sie war mehr eine Schlaglochpiste.

Vor mir bewegte sich das Buschwerk, dann erschien das Gesicht des farbigen Bob Crane. Blut rann über sein Gesicht. Er sah aus wie ein wilder Dschungelkämpfer, der sich Rambo als Vorbild ausgesucht hatte. Suko war noch zurückgeblieben. Er wartete darauf, dass von der anderen Seite geschossen wurde.

Es blieb dort still.

Wenig später hatte auch er das Boot verlassen und blieb neben uns hocken. Als Einziger von uns blutete er nicht. Ich band mir ein Taschentuch um die Armwunde und ließ mir von Suko eines für die Hand geben. Damit tupfte ich das Blut ab und war froh, dass nicht mehr viel aus der Schnittwunde nachfloss.

»Teil eins haben wir überstanden«, sagte Crane. »Was bringt uns der zweite Akt?«

»Bestimmt kein Vergnügen.« Ich bewegte den Kopf. »Am besten wäre es, wenn wir an die Brücke herankämen. Wir gelangen so auf die andere Seite.«

»Glaubst du nicht, dass unsere Freunde darauf warten?«

»Klar.«

»Wir könnten auch schwimmen.«

»Dann schießen sie uns ab wie Fische«, sagte Suko.

Bob schüttelte den Kopf. »Nein, wir müssen es nur richtig anstellen und uns einen Ort aussuchen, den sie nicht unter Kontrolle haben.«

Suko und ich waren dagegen. Uns gefiel der Weg über die Brücke noch immer am besten.

Crane fand sich damit ab. »Okay, wer macht den Anfang?«

»Du und Suko«, sagte ich. »Ihr beide habt die MPs. Ich möchte mich da etwas zurückhalten.«

»Einverstanden.«

Wir krochen wie Rekruten aus der Deckung hervor und hatten eigentlich Glück, dass wir anschließend noch durch den natürlichen Bewuchs geschützt wurden.

Er breitete sich nicht allein nahe des Wassers aus oder an der Kanalböschung, er wuchs auch noch darüber hinweg, wurde aber flacher, je weiter er sich vom Kanal entfernte. Er endete schließlich als flacher Bodenbewuchs dort, wo das harte, sonnenverbrannte Land begann. Uns gelang es, einen Blick über den Kanal zu werfen. Wir sahen den gelben Wagen. Er war direkt zwischen das Buschwerk gefahren worden. In seiner Nähe aber bewegte sich nichts. Suko und Bob Crane bewegten sich tief geduckt auf die Brücke zu. Beide wollten kein Ziel bieten. Ich blieb etwas zurück und schaute ihnen zu, wie sie sichernd am Rand der schlechten Straße standen, ihre Köpfe bewegten und die Umgebung absuchten.

Als sie mir zuwinkten, wusste ich, dass die Luft wahrscheinlich rein war.

»Jetzt die Brücke!«, sagte ich.

Sie lag vor uns. Auch ihre geteerte Straßendecke zeigte Löcher und Risse. Das Holzgeländer war an den beiden Seiten gleich hoch. An der rechten entdeckte ich die weißen Flecken und lange Risse, die Sukos Geschosse hinterlassen hatten.

Dann sahen wir den Toten.

Genau in dem Augenblick, als der Motor des gelben Wagens ansprang. Wir kümmerten uns nicht um den Mann, sondern schauten über das Geländer hinweg und sahen bereits den Staub, der von den Autoreifen aufgewirbelt wurde.

Sie rasten weg, als wäre der Teufel persönlich hinter ihnen her.

Aber der war mehr ihr Freund.

Voller Wut hob Bob Crane die Waffe an. Es sah so aus, als wollte er hinter dem Fahrzeug herschießen, überlegte es sich dann anders und ließ die MP wieder sinken.

»Die sind weg – scheiße auch.«

Ich hob die Schultern.

Suko blickte betreten zu Boden, und bei uns löste sich allmählich die Spannung. In meinem Knie spürte ich das leichte Zittern. Das war haarscharf gewesen und hätte auch ins Auge gehen können.

Wir hatten einfach Glück gehabt, von keiner Kugel getroffen worden zu sein, aber sie würden es immer weiter versuchen, wir waren dieser unsnoch unbekannten Gruppe einfach zu dicht auf den Fersen.

Bob strich über seine glatten Haare. »Fragt sich nur, was wir jetzt noch unternehmen sollen?« Er fluchte wieder. »Zu Fuß gehen?«

»Es wird uns nichts anderes übrig bleiben«, erwiderte ich.

Er schaute mich an, als wollte er mich fressen. Dann fragte er: »Ob Kiki noch lebt?«

Wir konnten ihm keine Antwort geben. Suko und ich näherten uns der leblosen Gestalt, die den Überfall mit dem Leben hatte bezahlen müssen. Der Tote sah schlimm aus, denn er war von mindestens zwei

Kugeln am Kopf getroffen worden. Er trug dunkle Kleidung, und seine Jacke sah jetzt aus wie ein gefärbtes Totenhemd.

Crane interessierte sich besonders für die Leiche. Er kniete sich hin und scheuchte die fetten Fliegen zur Seite, die bereits ihre Bahnen über dem Blut und der Leiche zogen.

Wir ließen ihm Zeit. Als er sich wieder aufrichtete, strich er mit einer müden Bewegung über sein Gesicht. In den Augen stand eine deprimierende Leere.

»Kennst du ihn?«, fragte ich.

Bob nickte sehr langsam. »Ja, ich kenne ihn.«

»Für wen hat er gearbeitet?«

»Eigentlich für keinen. Er ist auch kein Killer im eigentlichen Sinne. Dieser Mann gehört zu den Typen, die sich den großen Wanderpredigern und Gurus anschließen. Er war da so etwas wie ein Leibwächter. Wir haben ihn mal überprüft, als wir gegen eine Sekte ermittelten. Jetzt muss es wieder so weit gewesen sein.«

»Wie meinst du das?«

»Ich denke mir, dass er einen neuen Arbeitgeber gefunden hat.«

»Hattest du Sekte gesagt?«, fragte Suko.

»Sicher, warum?«

Mein Freund hob die Schultern. »Dagegen bin ich allergisch. Wie war das noch in Waco – Texas, wo Kollegen von dir diese Sektenfarm stürmten und zahlreiche Menschen verbrannt sind…«

»Eine Niederlage war das!«, knirschte der G-Man. »Ich habe mich geschämt. Das hätte man alles anders machen können, aber in diesem Land giert man nur nach Sensationen. Manchmal finde ich den Begriff Religionsfreiheit zum Kotzen. Was sich in seinem Schutz alles etabliert hat, das ist kaum zu glauben und hat auch nichts mehr mit Religion zu tun, sondern mehr mit Satanismus und Geschäft.«

»Wie auch hier.«

»Genau.«

»Kennst du seinen Namen?«, fragte Suko.

»Nein, aber das lässt sich möglicherweise ändern.« Bob Crane bückte sich erneut und suchte in den Taschen des Toten nach irgendwelchen Ausweisen, ohne jedoch etwas zu finden. Mit bitter klingender Stimme sagte er: »Die haben sich perfekt abgesichert, das könnt ihr mir glauben. Es wird schwer sein, ihnen auf die Spur zu kommen.«

»Müssen wir das denn?«, fragte Suko.

»Wieso? Das verstehe ich nicht.«

»Ganz einfach. Wir sind doch der Speck für die Mäuse. Und die Mäuse wollen den Speck. Sie werden immer wieder versuchen, an uns heranzukommen. Wenn es so weit sein sollte, dann könnten wir vielleicht zurückschlagen.«

»Da hast du nicht Unrecht«, sagte ich, wobei meine Gedanken bereits

um ein anderes Problem kreisten. »Sie haben es verdammt eilig gehabt, uns zur Hölle zu schicken. Warum?«

»Weil wir ihnen auf der Spur sind.«

»Glaubst du das wirklich, Suko? Sind wir schon so nahe an sie herangekommen?«

»Worauf willst du hinaus, Alter?«

Ich blickte über den Toten hinweg und die flache Fahrbahn jenseits der Brücke. »Natürlich kann ich mich täuschen, und was ich jetzt von mir gebe, ist mehr ein Verdacht, eine Theorie, durch nichts zu beweisen. Doch ich könnte mir denken, dass da etwas zusammengekommen ist, das wir als einen unglücklichen Zufall bezeichnen können.«

»Drück dich mal deutlicher aus!«, verlangte Suko.

»Ich versuche es. Wir sind ihnen doch gar nicht so nahe auf den Fersen – oder?« Ich schaute die beiden an und wartete auf ihre Reaktionen. »Bitte, habe ich Recht?«

»Kann man nicht so sagen«, meinte Bob.

»Doch, das denke ich mir. Gehen wir einfach davon aus, dass wir für uns einen günstigen, für sie aber einen ungünstigen Zeitpunkt erwischt haben. Einen Zeitpunkt, wo sie keine Störung gebrauchen können, weil sie dicht vor einem Ziel stehen.«

»Welches Ziel soll das sein?«

Ich hob die Schultern. »Sorry, das kann ich dir nicht sagen, Bob. Aber denk mal nach. Diese uns noch unbekannte Gruppe, Sekte oder Bande will etwas erreichen. Sie haben sich ja nicht grundlos zusammengefunden, und dieses Ziel steht jetzt dicht vor ihnen. Sie haben sich das Herz geholt. Es war ihr Ziel, darauf haben sie einzig und allein hingearbeitet. Jetzt befindet es sich in ihrem Besitz, und wenn es wirklich so mächtig und gefährlich ist, wie wir annehmen, dann könnte in den nächsten Tagen etwas geschehen.«

»Ist mir zu vage«, sagte Bob.

Suko stand auf meiner Seite. »Nicht schlecht, John. Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was dann passiert?«

»Ja.«

»Mehr nicht?«

»Nein, ich… bin zu keinem Entschluss gekommen. Wir wissen zu wenig. Wir wissen, dass sie das Herz in ihren Besitz gebracht haben und dass sie versuchen werden, es für ihre Zwecke einzusetzen. Was sie genau vorhaben, steht für uns in den Sternen. Zudem wissen wir leider nicht, wie groß die Gruppe ist. Das können zehn oder auch hundert Anhänger sein, wer kann das schon wissen, jedenfalls werden wir uns auf einiges gefasst machen können.«

Da widersprach mir keiner.

Suko meinte, und seine Stimme klang dabei wenig optimistisch:

»Und wir stehen hier am Ende der Welt, wissen nicht, wie es weitergeht, kennen den Weg nicht, können aber zu Fuß laufen, um nach Baton Rouge zu gelangen. Wisst ihr was? Man hat uns ganz schön geleimt.«

Ich sprach Bob Crane an. »Du kennst dich hier aus. Gibt es zwischen dieser Brücke und dem Ort noch einen Flecken, wo wir uns einen Wagen besorgen können?«

»Nein.«

»Also doch zu Fuß?«

»Es bleibt uns nichts anderes übrig.«

»Dann los«, sagte Suko. »Ich habe wirklich schon immer davon geträumt, Staub und Hitze schlucken zu dürfen…«

***

Es war gewachsen! Es war zu einem Riesenherz geworden! Das… das durfte doch nicht wahr sein!

Kiki Lafitte stand kurz vor dem Durchdrehen. Sie hatte sich nicht vom Fleck gerührt und wirkte so, als wäre sie eingefroren. Ihre Hände berührten den zuckenden, feuchten und pochenden Gegenstand auf ihrem Rücken, und sie hatte die Finger dabei etwas gekrümmt, als wollte sie die Kuppen tiefer in das Gewebe hineinstoßen.

Das Herz pumpte!

Kiki kam es vor, als würde es menschlich reagieren und dabei immer wieder Atem holen. Bei jedem Atemzug der Luft vergrößerte sich die Kraft in diesem Gebilde, und es dehnte sich auch gleichzeitig aus. Sehr deutlich bekam sie mit, wie es sich verbreiterte, es klebte und saugte sich dabei an ihrem Rücken fest, und es dauerte eine Weile, bis Kiki es schaffte, so tief in das Herz hineinzugreifen, dass sie es von ihrem Rücken abreißen konnte.

Sie zuckte, sie ruckte, sie setzte Kraft ein, sie überwand auch ihren eigenen Ekel, aber sie schaffte es nicht, sich dieses Ding vom Rücken zu reißen.

Es hatte sich festgesaugt, da war auch die dünne Kleidung kein Hindernis gewesen. Nicht nur den Druck spürte Kiki auf ihrem Rücken, sie hatte zugleich den Eindruck, als wäre genau die Stelle von einer dünnen Säure bestrichen worden, die dabei war, die Haut allmählich aufzulösen und sie zu einer glitschigen Masse zu machen.

Der erste Versuch, das Herz abzureißen, war fehlgeschlagen. Kiki startete einen zweiten.

Sie strengte sich dabei wahnsinnig an. Sie keuchte und schrie zugleich. Kiki verfluchte sich und ihr Schicksal, sie konnte einfach nicht auf der Stelle stehen bleiben, sie taumelte quer durch die Hütte, sie zerrte, sie riss, aber sie hattenicht die Spur einer Chance, das Herz oder was immer es sein mochte, von ihrem Rücken zu lösen.

Die Frau geriet in einen regelrechten Rausch hinein. Sie war nur darauf fixiert, das Ding wieder loszuwerden. Einige Male fiel sie hin, raffte sich wieder auf, taumelte und torkelte weiter, und die Hüttenwände drehten sich vor ihren Augen, als gehörten sie zu den Mauern eines Karussells.

Das Herz schlug weiter.

Diesmal empfand Kiki es nicht mehr als Pochen. Es waren schwere, dumpfe Schläge, als hätte jemand ein Tuch um einen gewickelt, um damit auf ein großes Stück Eisen zu schlagen.

Kiki Lafitte weinte. Sie merkte trotz ihrer Panik genau, dass sie sich nicht mehr lange würde auf den Beinen halten können. Der Druck war zu stark. Hinzu kam, dass dieser Gegenstand auch noch andere Kräfte in seinem Innern freimachte.

Er nahm sich etwas von ihr!

Erklären konnte sie es sich nicht. Vielleicht war es auch das Leben, an dem das Herz saugte. Sie fühlte sich wahnsinnig matt, ihre Knie konnten das Gewicht des Oberkörpers nicht mehr halten, immer öfter sackte sie zusammen, als würde sie eine Zentnerlast auf ihrem Rücken mit sich herumschleppen.

Dann fiel sie.

Es war genau die Stelle, an der das Herz aus dem Boden hervorgekrochen war. Da standen die Bohlen noch in die Höhe, und sie bildeten eine Stolperfalle.

Kiki fiel.

Sie wusste, dass sie sich nicht mehr halten konnte. Sie brachte die Arme nicht mehr nach vorn, denn das verdammte Ding auf ihrem Rücken schien sie einfach festgeklebt zu haben.

Himmel, wie lange dauerte es denn?

Kiki wunderte sich über die eigenen Gedanken. Obwohl sie nach vorn gekippt war, kam es ihr so vor, als würde sie davonfliegen.

Einfach weg, weg…

Sie prallte bäuchlings auf die Bretter.

Ein wilder Schmerz zuckte durch ihr Gesicht. Blut strömte aus der Nase, die Lippen platzten auf, Sterne blitzen vor ihren Augen, und sie wünschte sich eine gnädige Ohnmacht.

Der Wunsch wurde ihr nicht erfüllt. Sie bekam alles mit. Den Druck und auch wieder das Pochen.

Brutale Hammerschläge zeugten davon, dass sich der Tod immer mehr näherte…

***

Für eine Dose Bier hätte ich gern zehn und mehr Dollar gezahlt, statt dessen aber wanderten wir weiter am Rand der staubigen Straße entlang, den Blick auf Baton Rouge gerichtet, dessen Umrisse sich vor

uns abzeichneten, in der starren Hitze flimmerten, aber nicht näher zu kommen schienen.

Im Prinzip hatten wir einen Fehler gemacht. Wir hätten über den Highway gehen und einen Wagen stoppen sollen, anstatt in dieser Einöde umherzuirren und uns gedanklich damit zu beschäftigen, wie sehr uns die Zeit davonrannte.

Aber auch wir hatten Glück.

Ein brüllendes, qualmendes Ungetüm erschien hinter uns. Wir hatten das Geräusch gehört, waren stehen geblieben und drehten uns um.

Ein Lastwagen fuhr heran. Er war noch ziemlich weit entfernt, die Hitzeschleier umflirrten ihn und vermischten sich mit den dunklen Wolken, die aus dem Auspuffrohr drangen.

»Okay, den stoppen wir!«

Bevor die anderen noch etwas dazu sagen konnten, hatte ich mich in Bewegung gesetzt und baute mich auf der Straßenmitte auf. Meine Füße taten mir weh. Es war kein Vergnügen gewesen, über die verdammte Teerdecke zu laufen, doch der Anblick des herannahenden Fahrzeugs hatte wieder den Mut in mir hochsteigen lassen.

Wir sahen aus, als wären wir aus dem tiefsten Schlamm gekrochen. Verdreckt, abgehalftert, auch noch blutend, Gesichter, in die sich der Staub eingegraben hatte. Straßenräuber konnten nicht schlimmer wirken als wir.

Der Wagen donnerte heran.

Ich winkte längst mit beiden Armen, hielt die Augen zu Schlitzen verengt und spürte unter meinen Sohlen bereits das Vibrieren der Teerdecke, die keine Schallwellen verschluckte.

Hinter der Scheibe konnte ich das Gesicht des Fahrers nicht ausmachen. Ich hoffte nur, dass er ein Einsehen hatte und bremste. Das tat er nicht. Etwas brüllte mir entgegen. Es war der Klang einer Hupe, der Trommelfelle zerreißen konnte, und alles wies darauf hin, dass der Fahrer nicht anhalten wollte.

»Weg da!«, schrie Suko.

Der Wagen war zu einem Killer auf vier Rädern geworden. Sie wollten mich platt machen, zerquetschen, und ich brachte mich mit einem Sprung im letzten Augenblick in Sicherheit.

Der Wagen raste vorbei. Mein Fluch ging unter, aber es passierte auch etwas anderes. Druckluftbremsen zischten auf, der Staub drückte sich noch einmal in Wolken hoch, und wenig später war der Wagen zum Stillstand gekommen.

»Wer sagt es denn!« Bob Crane grinste. Er schaute gegen die Rückfront und ebenfalls auf die offene Ladefläche, auf der technische Geräte standen, über deren Funktion ich nicht Bescheid wusste.

Der Fahrer stieg aus.

Es war ein Farbiger, und Crane ging sofort schneller, als er ihn sah.

Er hatte Suko seine Waffe gegeben, und mein Freund hielt sie hinter seinem Rücken versteckt.
»He, Bruder, was hast du denn für Probleme?«
Crane grinste. »Durchgelaufene Sohlen und Füße.«
»Ihr wollt mit, wie?«
»Wäre gut.«
Der Fahrer lachte. Er trug Jeans und ein helles T-Shirt. Auf seinem Kopf saß eine Mütze mit breiter Stirn. Der Stoff war in einem blutigen Rot eingefärbt worden. »Was rückt ihr denn raus für diese Taxifahrt?«, fragte er.
»Was willst du haben?«
»Zehn Dollar.«
»Ist klar.«
Er bekam das Geld und wurde plötzlich bleich, als er einen genaueren Blick auf Suko warf und die beiden Maschinenpistolen entdeckte. »He, Mann, das ist nicht fair. Ihr könnt den Schein zurückhaben, ich nehme euch gratis mit, ja…?« Er tänzelte unruhig vor uns her, seine Augen rollten und wurden dann starr, als er sah, was Bob Crane in der Hand hielt.
»Da du lesen kannst, Bruder, wirst du erkennen, dass wir dich nicht bescheißen oder ausrauben wollen.«
»Haaa, ein Bulle! Ich werd' nicht mehr. Mann, womit habe ich das verdient? Mein Daddy hat immer gesagt, Junge, nimm nie Bullen mit, die am Straßenrand stehen, nimm sie nicht mit. Sie bringen dir nur Ärger. Hätte ich doch auf meinen Daddy gehört.«
»Steig schon ein.«
»He, ja, Moment.« Der Arm des Fahrers zuckte zwischen dem Fahrerhaus und uns hin und her. »Wird aber verdammt eng werden sage ich mal. Da müsst ihr euch aufeinander setzen.«
»Machen wir zur Not auch.«
»Und wohin soll es gehen?«
»In die Stadt.«
»Klasse, da fahre ich auch hin.«
Eine Minute später hatten wir im Fahrerhaus unsere Plätze eingenommen und kamen uns dabei vor, als wären wir Ölsardinen, die man in eine Dose gequetscht hatte. Es war heiß. Von der Kabinendecke baumelte ein rundes Mikro. Trucker nahmen durch dieses technische Hilfsmittel miteinander Kontakt auf. Mir kam das Ding vor wie ein klumpiger Schrumpfkopf.
»Ich heiße übrigens Eddy. Bin leider nicht Eddy Murphy, aber ich sehe ebenso gut aus und bin auch top drauf.«
Bob grinste nur, denn er war angesprochen worden. Der G-Man hatte seinen Platz neben dem Fahrer gefunden, während Suko und ich uns auf den Rest klemmten. Die beiden Maschinenpistolen lagen auf

unseren Knien, und Eddy musste sie hin und wieder mit einem seiner Blicke beglücken.

Ich war überrascht, wie gut die Kabine den Schall schluckte. Auf der Straße war mir der Truck wie ein röhrendes Ungeheuer vorgekommen, nun aber konnten wir uns sogar mit normal lauten Stimmen unterhalten, und Eddy bewies, dass er tatsächlich mit seinem großen Vorbild viel gemeinsam hatte, zumindest was das Mundwerk anging.

Möglicherweise wollte er damit auch nur seine Nervosität überdecken, aber er konnte sich einfach nicht zurückhalten.

»Ist das eigentlich normal, dass Bullen in der Hitze herumlaufen und auf gütige Menschen warten?«

»Manchmal schon«, sagte Crane.

Eddy lachte und hüpfte dabei auf seinem Sitz auf und nieder. Zum Glück ließ er das Lenkrad nicht los. »Ist ja irre«, sagte er, »oder hat man euch den Wagen geklaut?«

»Das nicht.«

»Was dann?«

»Ein Schiff.«

»Ha, ha…« Er lachte weiter, so dass Suko und ich uns anschauten und ich die Augen verdrehte. Schlagartig wurde Eddy wieder ernst.

»Wie ist das denn möglich gewesen?«

»Durch sehr böse Menschen«, sagte Crane.

»Ehrlich?« Eddy schnappte nach Luft. »Wie böse denn?«

»Man hat auf uns geschossen.«

»Ja, das soll passieren.« Eddy war plötzlich ruhig und schaute auf das Teerband der Straße. In der Ferne sahen wir eine Kreuzung, dort musste er dann nach links abbiegen. Wir hatten ihm nicht gesagt, wo er anhalten sollte, und ich spürte, dass mir Crane einen leichten Rippenstoß versetzte. Als ich ihn anschaute, zwinkerte er mir zu.

Ansonsten gab er mir kein Zeichen und wandte sich wieder an den Fahrer.

»Die Männer saßen in einem knallgelben Wagen, Eddy. Könnte es sein, dass du ihn zufällig gesehen hast?«

Eddy schwieg, riss aber den Mund auf. Er schluckte und zog die Nase hoch. »Ein gelber Camaro?«

»Kann sein.«

»Und vier Männer?«

»Ja.«

»Einer davon tot?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich sah eine Leiche auf der Brücke. Deshalb habe ich auch nicht sofort angehalten.«

»Danke, dass du es trotzdem getan hast.«

»O bitte, bin ja Gönner. Aber den Camaro habe ich gesehen. Ich kenne auch die Typen. Es sind hinterlistige Schweine, glaubt mir. Ich bin kein Freund der Bullen, aber so etwas wie die…«

Er redete und redete, wir hörten gar nicht hin, sondern saßen da wie Eissäulen. Wie oft ist dieser Kommissar Zufall bemüht worden.

Man lacht immer darüber, aber im Leben tritt eben dieser Zufall öfter auf, als es Skeptiker glauben wollen.

Wie auch hier!

»Kannst du mal anhalten?«, fragte Bob.

»Warum?«

»Tu uns einfach den Gefallen. Hier haben wir noch eine gute Chance. Ich denke, wir müssen mal reden.«

»Eigentlich habe ich es ja eilig.«

»Das regeln wir schon mit deinem Boss.«

»Ja, auf deine Verantwortung, Bruder.«

Eddy stoppte den Truck am rechten Straßenrand und kurbelte die Scheibe nach unten. Er lehnte sich nach links und drehte den Kopf nach rechts. »So, was kann der gute Eddy für euch tun?«

»Du hast die Männer tatsächlich erkannt?«

»Klar doch.«

»Woher kennst du sie denn?«

Eddy grinste. »Da wo ich wohne, wo viele Schwarze hausen, haben sie sich mal herumgetrieben. Ist nicht mal weit von dem stillgelegten Vergnügungspark entfernt, aber das wolltet ihr doch nicht wissen – oder?«

»Wir wollen alles wissen, Bruder.«

»Ich kenne aber keine Namen.«

»Macht nichts«, sagte der G-Man. »Das macht überhaupt nichts. Erzähle uns nur, wie sich die Typen benommen und was sie getan haben.«

Eddy wischte sich die Hände an seiner Hose ab. »Die waren ganz schön voll und widerlich. Sie haben versucht, Mitglieder zu finden. Sie kamen an und sprachen von einem großen Hexer, der den Menschen Reichtum und Glück versprach.«

»Hexer?«

»Ja, genau…«

»Nicht vom Teufel?«, fragte ich.

»Nein, gar nicht. Dann hätten die Leute ja Angst bekommen. Ein Hexer, der schon tot ist, der mal hier irgendwo gelebt haben soll, und der eine bestimmte Nachricht hinterlassen hat. Eben für seine Nachwelt. Er soll viel gewusst haben.«

»Wir hätten gern den Namen gewusst.«

Eddy schaute Crane an: Eine Fliege krabbelte über das Gesicht des Fahrers, er scheuchte sie weg. »Du bist gut, den Namen«, er hob die

Schultern. »Scheiße, daran erinnere ich mich nicht.«
Ich mischte mich wieder ein. »Aber er ist gefallen, nehme ich an. Ist gesagt worden.«
»Klar.«
»Nur hast du ihn vergessen.«
»Genau, weil er mich nicht interessierte, Mann. Ich wollte ihn nicht behalten. Es war Mist, nichts für mich, aber andere haben hingehört.«
»Die werden auch den Namen kennen?«
»Ja, das denke ich. Es war ja nicht nur eben dieser Hexer. Der hat auch anders geheißen. Er lebt aber nicht mehr, muss aber gut Bescheid gewusst haben.«
»Worüber?«, fragte Bob.
»Was weiß ich denn, Mann! Fragt andere.«
Eddy wollte wieder starten, aber Bob legte ihm seine Hand auf den Arm. »Mal nicht so schnell, Bruder. Wenn du genauer nachdenkst, könnte dir einfallen, wie er gelautet hat. Oder wenigstens eine gewisse Ähnlichkeit, denke ich mal.«
Eddy hob die Schultern. »Auch nicht. Da müsst ihr schon mit anderen Leuten reden.«
»Sonst kannst du dich an nichts erinnern?«
»Nein.«
»Dann fahr uns doch dorthin, wo wir etwas erfahren können«, schlug Bob vor.
Eddy rang die Hände. »O verdammt, womit habe ich das verdient? Hätte ich doch nicht angehalten! Ich habe mein weites Herz schon immer verflucht. Ich bin zu gut für diese Welt.«
»Sei zunächst einmal gut zu uns, das würde schon reichen.«
Eddy schüttelte den Kopf. »Hör zu, Bruder, ich bringe euch zu einem Taxistand. Fahrt selbst hin. Ihr müsst in die Nähe des toten Rummelplatzes, da wo die Sümpfe beginnen. Dort wohnen meine Brüder und Schwestern. Da können sich auch viele erinnern.«
»Wer denn am besten?«
»Kennst du Father Domingo?«
»Nein.«
Eddy grinste. »Er ist fast so etwas wie ein Heiliger und versucht verzweifelt, seine Gemeinde zusammenzuhalten und vor dem Bösen zu bewahren. Zu ihm müsst ihr. Ich bin sicher, dass er euch mehr sagen kann. Ja, das glaube ich fest.«
»Gut, wir werden sehen.«
»Dann bringe ich euch zu einem Taxi.«
»Auch das.«
»Alles in Butter.« Eddy drehte den Zündschlüssel und startete.
Wir aber sahen zum ersten Mal Licht am Ende des Tunnels…

***

Kiki Lafitte litt Höllenqualen!

Noch immer lag sie auf dem Bauch. Sie war nicht fähig, sich auf den Rücken zu drehen, und sie hatte sich daran gewöhnt, die körperlichen Schmerzen zu ertragen, wie das Brennen in ihrem Gesicht.

Doch die seelischen waren viel schlimmer.

Etwas hielt sie fest, mit dem sie sich nicht nur abfinden konnte, das sie auch begriff. Es war eine böse, eine höllische Kraft, die aus irgendwelchen dunklen Tiefen einer unfassbaren Welt an die Oberfläche dieser Welt gekrochen war, um ausgerechnet sie zu peinigen und sich das zu nehmen, was sie wollte.

Ihr Leben, ihre Existenz!

Poch… poch … dumpfe Schläge ließen ihren Körper jedes Mal vibrieren. Sie hatte sich gegen das Wachstum nicht mehr wehren können, und das verdammte Ding war größer geworden. Mit jedem Schlag wuchs es an. Es war bereits in die Höhe gestiegen wie ein rot gefärbter Hefeteig, in dem noch die Poren offen standen, sich weiteten, um nur immer mehr in sich aufnehmen zu können.

Dieses amöbenhafte Ungeheuer nahm die Kraft aus seiner Umgebung, nicht nur die aus dem Körper der jungen Frau. Hier war etwas Fremdes und Unglaubliches dabei, zu lernen, damit es sich in der Welt zurechtfand, denn Kiki hatte sich nicht getäuscht, als sie die ersten fremden Gedanken durchzuckten.

Es war für sie schlimm gewesen, etwas anderes in ihrem Kopf zu spüren. Eine Botschaft möglicherweise, die wie die Triebfeder eines Dämons war, der die Kontrolle haben wollte und sie auch bekommen würde.

Das Fremde, das Unglaubliche, das Grauenhafte, vor dem sich eigentlich jeder Mensch fürchtete, war eingetreten, und ausgerechnet sie hatte es erwischt.

Trotzdem wollte Kiki noch weg.

Sie wusste selbst nicht, woher sie diese Energie nahm. Sie lag flach auf dem Boden, auf ihr lastete ein Gewicht, das immer mehr zunahm, aber sie versuchte es trotzdem.

Aufstehen konnte sie nicht mehr, deshalb wollte sie kriechend die Tür erreichen. Vielleicht konnte sie mit den Fäusten dagegen hämmern, sie wollte auch schreien, auf sich aufmerksam machen, aber viel Hoffnung hatte sie nicht.

Es gelang ihr nicht einmal, sich aufzustemmen. Wenn sie sich bewegte, musste sie wie eine Schlange über den Boden kriechen, und auch das schaffte sie nicht.

Die Masse auf ihrem Rücken war einfach zu groß und auch zu schwer. Zudem warf sie bereits einen Schatten. So weit und breit hatte sie sich bereits aufgefüllt. Wenn Kiki die Augen verdrehte, dann sah sie den zuckenden Schatten, denn er spiegelte genau das wider, was

die Masse auf ihrem Rücken tat.

Sie hing bereits über. Kiki spürte den Druck längst an ihren Oberschenkeln, und er war auch auf ihren Hals zugewandert. Irgendwann würde er sie ganz umschlingen und sie durch eine unerklärlich starke Kraft auch zerdrücken.

Sie weinte.

Es waren die ersten richtigen Tränen, die sie vergoss. Und sie dachte dabei an einen Mann. Plötzlich stieg sein Bild vor ihren Augen hoch. Es war ein Schwarzer, ein Mann, der bei der Polizei arbeitete und in seiner knappen Freizeit sich sozial betätigte. Er hatte zu Kiki Kontakt gefunden und immer wieder versucht, sie auf den normalen Weg zu bringen, weil sie auf der Kippe stand und Gefahr lief, völlig in die Drogenszene abzurutschen.

Was hatte dieser Mensch nur für eine Geduld mit ihr gehabt. Angeschrien hatte sie ihn. Er sollte aus ihrem Leben verschwinden, aber er war nicht gegangen, sondern geblieben und hatte sich die Mühe gemacht, mit ihr zu reden.

Kiki wunderte sich selbst darüber, dass sie zugehört hatte. Und plötzlich war alles anders gewesen. Auf einmal spürte sie, dass ihr dieser Mann – ein Bulle – etwas bedeutete, und sie merkte auch, dass sie ihm ebenfalls nicht gleichgültig war.

Über den Begriff Liebe hatte sie bisher immer gelacht. Das war nun vorbei.

Es gab die Liebe.

Es gab das Vertrauen, dieses Band zwischen zwei Menschen. Da konnte sich der eine auf den anderen verlassen, und die falschen Freundschaften in dieser oft so feindlichen Welt waren für Kiki in Vergessenheit geraten.

Weg von dem Gift!

Crane hatte sie darum gebeten, sie angefleht, er hatte ihr Menschen gezeigt, die vom Rauschgift kaputtgemacht worden waren und nur mehr als Horror-Gestalten dahinvegetierten. Und er hatte sie getröstet, als sie bei diesem schrecklichen Anblick zusammengebrochen war.

Ja – und dann war sie entführt worden.

Überfallartig, mitten in der Nacht, und sie hatte sich keinen Grund dafür vorstellen können. Bis jetzt nicht, aber ihr wurde allmählich klar, dass die Entführung mit dem Verhältnis zu ihrem Freund Bob Crane zu tun hatte.

Wollte man ihn erpressen?

Leben!

Kikis gedankliche Erinnerungsfetzen brachen ab. Sie hatte etwas gehört, es war eine Stimme gewesen und gleichzeitig nur ein Gedanke oder eine Botschaft.

Leben – ahhh.

Ein Stöhnen in ihrem Kopf.

Dann wieder dieser harte, wummernde Herzschlag, brutal und zerstörerisch.

Du bist Leben!

Ein dritter Kontakt.

Plötzlich wusste Kiki Bescheid. Jetzt war ihr klar, wer sich da gemeldet hatte.

Das Herz auf ihrem Rücken!

***

Wir wohnten, wie man so schön sagt, inmitten der Szene. In einem alten Stadtteil von Baton Rouge, der mir sehr französisch vorkam, und in dem auch noch die Kolonialbauten und prächtigen Bürgerhäuser mit den Säulenportalen standen, wobei manche von ihnen blumenumkränzt waren und die warme Luft mit ihrem betörenden Duft verzauberten.

Unser Hotel lag in einem kleinen Garten. Auch dieser Bau gehörte eigentlich in die Vergangenheit, doch er war gut erhalten und vor allen Dingen in seinem Innern renoviert worden. Großzügige Zimmer mit herrlichen Balkonen, die allesamt zum größeren, hinteren Teil des Parks hinausführten, ließen das Herz des Gastes höher schlagen.

Unsere Herzen leider nicht.

Zu viele Probleme lasteten auf unseren Schultern. Es war uns auch nicht leicht gefallen, den Plan zu ändern und zuerst dem Hotel einen Besuch abzustatten, doch irgendwann muss man einmal an sich selbst denken. So schmutzig und zerschlagen wie wir waren, konnten wir uns, ohne aufzufallen, kaum bewegen.

Von Bob Crane hatten wir uns getrennt. Er war zu seiner Dienststelle gefahren, um dort zu recherchieren. Zudem wollte er sich auch frisch machen.

Beim Abschied von uns stand ihm auch die Sorge um Kiki Lafitte im Gesicht geschrieben.

Man schaute schon etwas indigniert aus der Wäsche, als wir beide die kühle und sehr saubere Hotelhalle betraten. Gelber Marmor mit grünen Einschlüssen bildete den Untergrund, auf dem die Korbmöbel standen, deren Sitzflächen mit dicken Polstern bedeckt waren.

Zum Garten hin stand eine Glastür weit offen. Wir hätten gern dort einen Platz gefunden, um einen kühlen Drink zu schlürfen, leider konnten wir das vergessen.

Wir bekamen unsere Schlüssel wortlos ausgehändigt und fuhren mit dem Gittertürlift in die zweite der vier Etagen hoch, wo auch unsere Zimmer lagen.

Ein Zimmermädchen, das mit einem Staubsauger hantierte, starrte uns erschreckt an und war wohl froh, dass wir in den Zimmern

verschwanden und ihm nichts taten.

»Wann?«, fragte Suko noch.

»In dreißig Minuten?«

»Okay.«

Um diese Zeit würde sich der Tag allmählich dem Ende zuneigen, ohne dass es gleich dunkel wurde. Ende Mai waren die Tage schon sehr lang, und auch die Erlebnisse würden für uns noch nicht beendet sein, davon ging ich aus.

Als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, da merkte ich, wie matt ich war. Eigentlich hielt mich nur die angenehme Kühle der perfekt eingestellten Klimaanlage richtig auf den Beinen. Ich drückte die Tür zum Bad auf, und dann geriet ich in eine regelrechte Action.

So schnell wie an diesem Tag war ich noch nie aus den Klamotten gekommen und hatte mich wenig später schon unter die Dusche gestellt.

Ich duschte, ließ das Wasser auf meinen Körper prasseln, spürte wieder das Brennen der leichten Verletzungen, die anfingen zu bluten, und ich würde mir im Nachhinein einige Pflasterstreifen auf die Wunden kleben müssen.

Das Badetuch war wunderbar weich und schmeichelte der Haut, als ich mich abtrocknete. Dass rote Flecken auf dem Stoff zurückblieben, konnte ich nicht verhindern. Ich schlüpfte nach dem Duschen in frische Unterwäsche, streifte mir dann den weichen Bademantel über und ließ mir vom Zimmerservice Pflaster bringen.

Das klebte ich auf die Wunden. Erst danach zog ich frische Kleidung an. Mit langsamen Schritten ging ich dem Balkon entgegen.

Ich stellte mich auf ihn und schaute in den Garten hinunter, in dem die subtropische Pracht voll erblühte.

Gäste saßen an hellen Tischen, schlürften Drinks, unterhielten sich, lasen oder saßen einfach nur da und lauschten den Melodien des Pianospielers.

Die Farbe des Himmels hatte gewechselt und war in ein sattes Blau übergangen. So wirkte er, als wäre er erst vor kurzem frisch gestrichen worden.

Ich hatte noch etwas Zeit und trat wieder zurück in das Zimmer.

Aus der Minibar, die in einem Schrank versteckt war, nahm ich mir eine Flasche mit Zitronensaft, setzte mich auf das Bett, trank die Flasche zur Hälfte leer und stellte mir dann das Telefon auf den Schoß.

Ich wollte mit London telefonieren.

Da war die Zeit um einige Stunden zurück, Sir James würde im Büro sein, und ich bekam zuerst Glenda Perkins an den Apparat.

Natürlich wollte sie wissen, was wir erreicht hatten. Ich konnte ihr nur sagen, dass die Schüsse mehr in den Ofen gepufft waren.

Wenig später sprach ich mit meinem Chef, einem Skeptiker, was diesen speziellen Fall anging, denn er konnte sich kaum vorstellen, dass das Herz meines Ahnherrn Henry St. Clair eine so große Rolle spielte.

»Sir, da muss ich widersprechen. Es ist sogar zum Mittelpunkt geworden.«

»Wie bitte?«

»Wir kamen zu spät. Man hat es gestohlen. Es gibt eine Gruppe, die vor uns an diesem alten Friedhof gewesen ist und...«

»Können Sie von Anfang an berichten?«

Ich tat ihm den Gefallen und ließ auch den Überfall nicht aus. Dabei malte ich mir aus, wie die Skepsis meines Chefs allmählich dahinschmolz. Wie Eis in der Sonne.

»Wenn das so ist, John, dann haben Sie und Suko ja haargenau ins Ziel getroffen.«

»Das sehe ich auch so.«

»Wer steckt dahinter?«

»Sir, das kann ich nicht sagen. Es muss eine mächtige Gruppe sein, mit Beziehungen bis nach ganz oben. Die Polizei eingeschlossen, denke ich mal.«

»Templer?«

»Möglich, muss aber nicht, auch wenn dieser St. Clair etwas mit Baphomet zu tun gehabt haben soll. Ich denke da eher an eine Sekte.«

»Wie die in Waco – Texas?«

»Hoffentlich nicht, Sir.«

»Wie ich Sie kenne, John, kann es noch schlimmer werden.« Sarkastisch fügte er hinzu: »Na ja, wenn man solche Vorfahren hat, darf man sich nicht wundern.«

»Es ist nicht die direkte Linie, Sir.«

»Ihr Glück.«

Wir vereinbarten für den nächsten Tag ein weiteres Gespräch, dann legte ich auf.

Genau in dem Augenblick, als es klopfte und auf mein »Come in«

Suko das Zimmer betrat.

»Du bist fertig?«

»Ja, auch mit dem Telefonat.«

»Ist Sir James noch immer skeptisch?«

»Mehr sarkastisch. Aber lassen wir das. Hast du schon ein Taxi bestellt?«

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

»Gut, dann erledige ich das. Bob Crane wird sich bestimmt schon auf dem Weg zur Kirche befinden und...«

Diesmal wurde ich angerufen. Das Gespräch kam glatt durch, und ich hörte die Stimme des G-Man. »Ihr seid noch da.«

»Wollten aber fahren.«
»Es bleibt alles beim alten, John.«
»Warum hast du angerufen?«
Er schwieg für einen Moment. Suko stand neben mir, so dass er mithören konnte. Seine Stirn zeigte Falten, und auch ich hatte ein ungutes Gefühl, sodass ich mich innerlich schon auf eine schlechte Nachricht einstellte.
»Ach, bin noch in meinem Büro«, sagte der G-Man. »Zuerst zu Kiki. Man hat sie nicht gefunden.«
»Das tut mir Leid für dich.« Er räusperte sich und sprach weiter.
»An sie darf ich jetzt nicht denken, sondern nur an den Job.«
»Okay, wie sieht das aus?«
»Ich habe mit Pater Domingo telefoniert. Dabei fand ich etwas heraus, was mir ganz und gar nicht gefiel. Der Mann hat Angst, eine schreckliche Angst vor der Zukunft.«
»Wieso, wurde er bedroht?«
»Nein, nicht direkt. Er sprach davon, dass etwas Unheimliches in der Luft liegt. Das ist ein Tag für das Böse, und er stellt sich darauf ein, dass die Nacht noch schlimmer wird. Er hat auch Angst davor, dass er umgebracht wird und…«
»Hat er dir denn mehr über unseren Fall sagen können?«
»Auch das.«
»Du klingst nicht ermutigend.«
»Nein, bestimmt nicht. Ich weiß jetzt, wer mit dem alten Hexer gemeint ist. Ein Mann, der wohl ein furchtbares Erbe hinterlassen hat und hier in den Staaten lebte.«
»Wie heißt er?«
»Aleister Crowley.«
Auf einmal war der Hörer heiß geworden. Oder war es nur der Schreck, der mich wie eine Flamme durchtoste? Ich verlor das Blut aus dem Gesicht und dachte dabei an einen schrecklichen Fall, der einige Monate zurücklag und mich in ein verlassenes Hotel geführt hatte, das von Crowley-Dienern besetzt worden war.
»Er?«, hauchte ich.
»Du hast dich nicht verhört, John.«
»Aber wie ist er mit diesem verdammten Herz in Verbindung zu bringen, Bob?«
»Ganz einfach. Er hat gewusst, wo es zu finden ist. Er hat sogar einen Plan hinterlegt, und dieser Plan ist von seinen Nachfolgern gefunden worden. Sie haben daraufhin eine neue Kirche gegründet, ein Spottbild, ein Zerrbild aller Religionen, und sie haben der Kirche einen Namen gegeben, John.«
»Wie heißt sie?«
»Du wirst lachen, wenn du es hörst. Church of Hearts – Kirche der

Herzen. Willst du noch mehr wissen?«
»Nein«, flüsterte ich. »Nein, im Moment reicht es mir…«

ENDE des ersten Teils